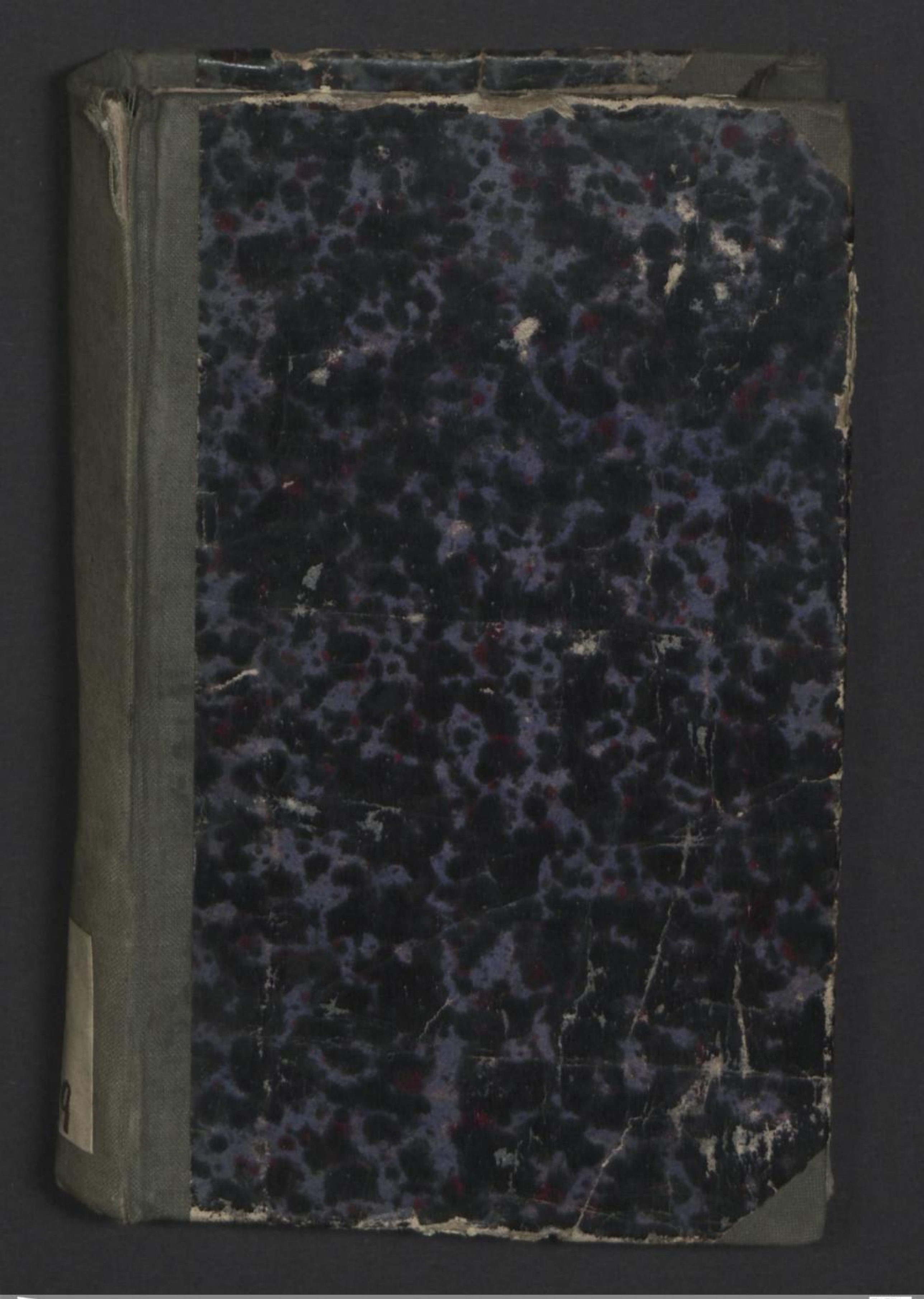


SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Hist. Abt.

03390

03390

X E 129

Neuestes Gemälde

der

Mahrattenstaaten,

oder

Sitten, Gebräuche und Trachten der Mahratten,

nebst kurzen Notizen über die Gegenden, welche sie beherrschen.

Nach dem Englischen

des

Thomas Brougthon.

Mit 5 Kupfern.

Pesth 1819, Hartlebens Verlag.

Deutsches Institut
für Länderkunde
Bücherei

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Titelkupfer:

Unterhaltungen bey dem Hohli Feste.

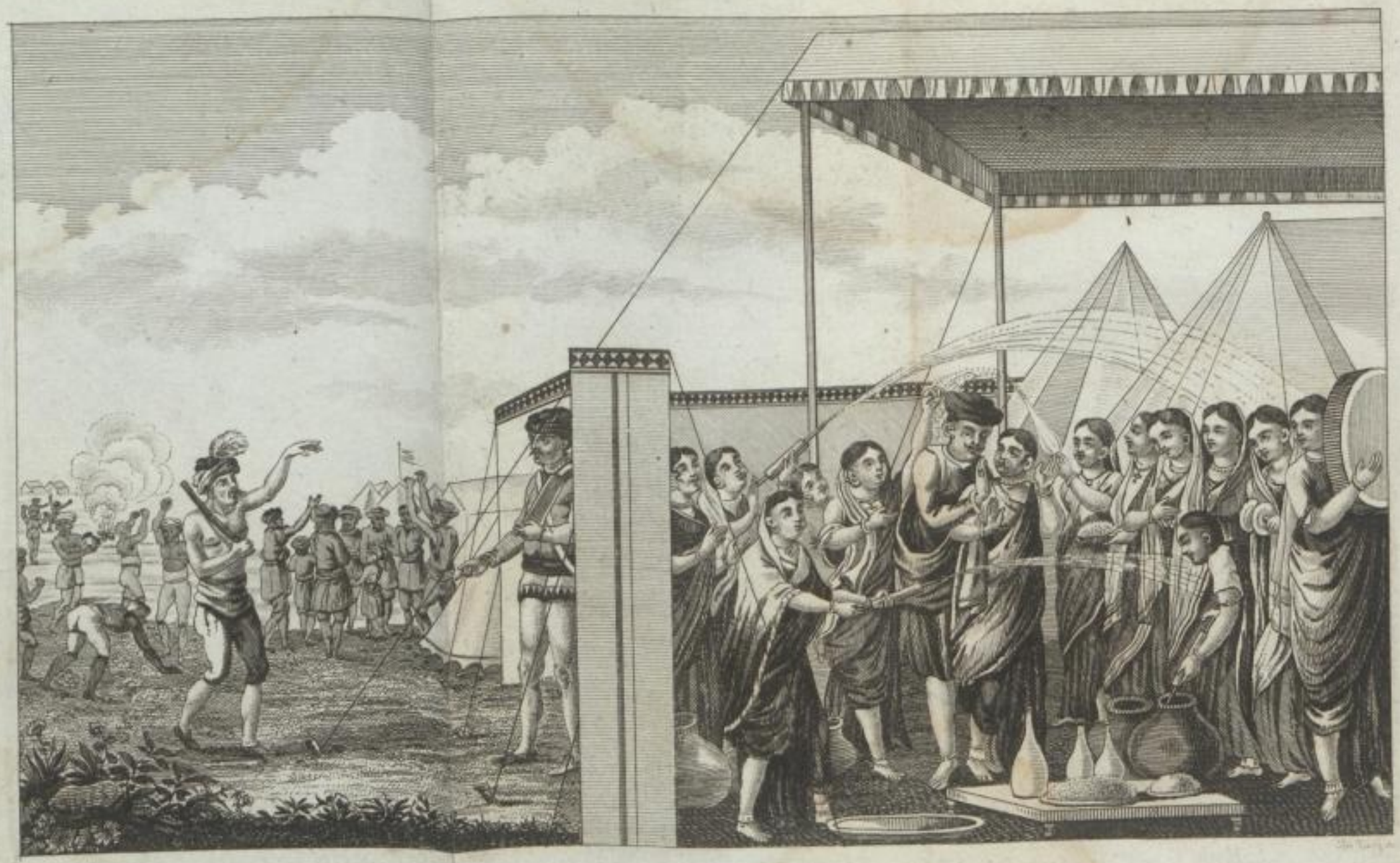
Seite 211.

Bazar oder Marktplatz im Lager Scindias.

Seite 38.

Deutsches Institut
für Länderkunde
Bibliothek

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde



Unterhaltungen bei dem Hohli-Fest.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

Bazar im Lager Scindhias.

Deutsches Institut
für Länderkunde
Bücherei

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Gymnastische Übungen im Mahrattenlager.

Seite 45.

Auf dem Umschlag vordere Seite.

Ein Minas von Jaighur.

Seite 140.

Gymnastische Uibungen im Mahratten-Lager.

Deutsches Institut
für Länderkunde
Bücherei

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Gosain's, ein hindustanischen Bettlerorden, welcher bey den Mahratten militärische Dienste nimmt; zu Pferde ihr Anführer oder Muhunt.

Seite 60.

Auf dem Umschlag, rückwärtige Seite.

Ein vornehmer Mahratte, vor seinem Zelte sitzend.

Gosains?

Deutsches Institut
für Länderkunde
Bücherei

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

Prozession des Taziya.

Seite 200.

Procession des Taziya.

Einleitung.

Die Mahratten — eine in unsern Tagen so berühmt gewordene kriegerische Völkerschaft — waren zur Zeit der Reisen eines Tavernier kaum dem Namen nach bekannt, und was wir, selbst gegenwärtig, über den Ursprung und die frühere Geschichte dieser seltsamen Nation wissen, haben wir einzig dem Scharfsinne und den unermüdeten Nachforschungen eines Scott Waring zu verdanken.

Nicht dieß ist es indeß, was uns hier beschäftigen soll; wenige unserer Leser würden Interesse daran finden. Wichtig genug sind uns die Mahratten schon aus dieser einzigen Rücksicht, daß sie den Waffen der meisten Eroberer Indiens, einem Tamerlan, einem Nadir Schah, und selbst mit mehr oder

weniger Glück bisher allen Unterjochungsversuchen der Engländer kräftigen Widerstand leisteten, ja daß ohne ihre Mitwirkung wahrscheinlich das Reich von Myssore nicht zerstört worden wäre, und der Thron Tippoo-Saib's noch bestände.

Seitdem sie diese wichtigen Dienste den Engländern geleistet, sind sie selbst in mehrere Kriege mit ihnen gerathen. Holkar und andere ihrer Anführer haben sich der ostindischen Kompagnie furchtbar gemacht; da ihren Unternehmungen aber stets die Einheit fehlte, da sich ihre Anführer durch Eigennutz und Leidenschaften unter einander veruneinigen ließen, so konnte es nicht fehlen, daß sich jeder ihrer Kämpfe zum Vortheil ihrer Gegner endete, und letztere damit immer einen Schritt weiter zu ihrer gänzlichen Unterjochung thaten.

Unsere Leser werden auch in diesem Werkchen Gelegenheit haben, die tiefen politischen Kombinationen einer Gesellschaft

Kaufleute zu bewundern, die sich zur Gesetzgeberinn von unermeßlich ausgedehnten, reichen und bevölkerten Landstrichen zu machen gewußt hat.

Die Engländer unterhalten beinahe bei allen Mahratten-Fürsten, unter dem Titel eines Residenten, einen General, dessen Escorte unter den verschiedenen Parteien, nach Umständen bald als Hülfskorps, bald als vermittelnde Macht dienen kann. Ihre trefflich in Waffen geübte indische Miliz, die wir unter dem Namen Sipoys kennen, ist für die mahrattischen Soldtruppen kein Gegenstand der Nacheiferung, sondern eine immerwährende Versuchung, den Dienst von Fürsten zu verlassen, deren Finanzen zerrüttet sind, und die, nach Scindia's Beispiele, so oft zu den schimpflichsten Auskunftsmitteln ihre Zuflucht nehmen müssen.

Die Länder, welche die Mahratten bewohnen, sind die ärmsten in Hindostan. Durchschnitten von der berühmten Bergket-

*

te der Ghaten, lassen sie sich jenen Alpen- und Pyrenäen-Gegenden vergleichen, von denen die Industrie des Menschen hie und da einzelne Striche anbaut, die aber dem größten Theile nach doch öde und unfruchtbar liegen bleiben. Sie machen ungefähr den siebenten Theil der ganzen Halbinsel aus, und da sie die durch ihre Diamantgruben so berühmten Königreiche Golconda und Visapur in sich fassen, so sollte man versucht seyn, sie für sehr reich zu halten; doch muß man bedenken, daß die Diamanten ihren Werth gerade nur von ihrer Seltenheit und von der Schwierigkeit, womit sie ausgegraben werden, erhalten. Übrigens ist es eine allgemeine Bemerkung, daß alle Länder mit Bergbau für die übrige Landeskultur wenig Hülfsquellen bieten; und daß die Unglücklichen, welche jenen Gegenständen des Luxus und Geitzes nachgraben, gerade für sich die wenigsten Vortheile davon ziehen, und ein von freyen Menschen keineswegs beneidetes Loos ha-

ben: beynahe immer werden nur Verbrecher oder Sklaven dazu verwendet.

Die Mahratten sind besonders um Dekan sehr verbreitet. Dekan will in der Landessprache so viel sagen als mittägliches Land: es begreift folglich in seiner weitesten Bedeutung die ganze südliche Halbinsel von dem eigentlichen Hindostan; doch versteht man darunter gewöhnlich nur die Provinzen, welche zwischen letzteren und Cannate liegen, nämlich Candisch, Amednaguhr, Visapur und Orissa.

Dekan im engeren Sinne gehört einem Fürsten, der den Titel Nizam führt. Als Bundsgenosse der Engländer theilte er mit ihnen und den Mahratten die Beute Tippoo-Saib's.

Die Mahratten theilen sich in die westlichen oder Mahratten von Punah, und in die östlichen oder Mahratten von Berar.

Die Punah-Mahratten sind von unabhängigen Fürsten beherrscht, die zwar ein

gemeinschaftliches Oberhaupt, den Peischwah, haben, dessen Ansehen aber so oft verkennen, daß sie sich unter einander selbst bekriegen. Der Peischwah residirt zu Punah, Sattara aber ist die eigentliche Hauptstadt des Gebiets. Andere vorzüglich Plätze sind Aurenga, Amednagur und Visapur.

Die Hauptstadt der Berar-Mahratten ist Nagpur. Ihre Festung Cattak, am Flusse Mahnaada, ist von großer Wichtigkeit. Im Kriege kann dieser Posten den Engländern die Verbindung zwischen dem Gouvernement Bengalen und Madras abschneiden.

Beinahe ganz unabhängig vom Peischwah herrschen im Norden des Puhnah-Mahrattenstaates vier Fürsten, und die ihnen unterworfenen Länder machen hauptsächlich den Gegenstand dieser Reise aus.

Scindia, bey dem Broughton angestellt war, residirte zu Ugein. — Endor gehörte dem bekannten Holkar; Calpy einem

andern beynahe eben so berühmten Fürsten Gungdar = Punt. Sagur hatte den berüchtigten Bullagi zum Beherrscher.

Dieß sind ihre Familiennamen; als Fürsten unterscheiden sie sich durch die Benennungen Rajah, Rana, Muha Rai u. s. w. Scindia führt den Titel Muha Raj.

Alle Gegenden, alle Städte, deren im Verlauf dieser Reise Erwähnung geschehen wird, sind im Ganzen genommen so wenig bekannt, daß man sich nicht wundern darf, mehrere der Namen, die hier vorkommen, auf den bisherigen Karten zu vermissen.

Unser Verfasser hat sich in wenige ausführliche Ortsbeschreibungen eingelassen. Wer eine indische Stadt oder kleinere Ortschaft kennt, findet allenthalben dasselbe wieder, so groß und auffallend ist die Ähnlichkeit. In den Dörfern z. B. sind alle Hütten aus Lehm gebaut; sie umfassen selten mehr als ein Zimmer, dessen einzige Öffnung die Thüre ist. Wächst die Familie,

so vermehrt man die Zahl der Häuser, statt letztere zu erweitern, und so geschieht es, daß die Wohnungen einer Familie oft die vier Seiten eines weiten Vierecks einnehmen, in dessen Hofraum man während der Nacht das Vieh eingeschlossen hält.

Broughton gesteht, daß die Sitten und Gebräuche der Mahratten zu beschreiben, eine ziemlich schwere Aufgabe sey.

„Wenn ein Engländer" sagt er „die Indier in ihrem Privatleben beobachten will, stellen sich ihm eine Menge Hindernisse in Weg, die der Vervollständigung seiner Kenntnisse Abbruch thun. Nichts ist für einen Fremden schwerer, als die Eingebornen Indiens in ihren häuslichen Zirkeln zu sehen. Der Kastenunterschied veranlaßt unter ihnen weit strengere Beschränkungen, als Rang und Vermögen nur irgend in Europa aufstellen können. Die Engländer verheirathen sich nicht mit Indierinnen, wie dieß ehemals die Portugiesen thaten; sie leben mit diesen Völkern nicht auf

dem Fuße der Gleichheit. Im Allgemeinen können sie sich also nur durch Erkundigungen über ihre Lebensart unterrichten, und weil ihre Vorurtheile sie außer Stand setzen, Sitten und Einrichtungen nach ihrer Zweckmäßigkeit und ihren Folgen richtig zu beurtheilen, finden sie sich geneigt, dieselben in einem ungünstigen Lichte darzustellen!"

„Diese Bemerkungen gelten ganz in's Besondere von den Mahratten, mit denen weder die Engländer selbst, noch die Unterthanen der indischen Kompagnie in einem andern als fast rein politischen Verkehr stehen."—

Aus der gerechten Besorgniß, die Dinge in einem unvollkommenen Lichte oder nach vorurtheilsvollen Ansichten darzustellen, beschränkt sich daher der Verfasser so viel als möglich auf bloße Thatsachen, die Folgerungen denen überlassend, welchen er seine Beobachtungen mittheilt. Auch wir halten uns also bloß an das, was er er-

zahlt, jedoch nicht an die Form, in welcher er seine Erzählungen vorträgt. Er schreibt in Briefen, und beobachtet darin wenig Ordnung und Zusammenhang. Oft springt er, ohne es selbst zu bemerken, von einem Gegenstand zu dem andern über, bricht eine interessante Beschreibung ab, die Fortsetzung derselben für einen andern Brief versprechend, und scheint dann diese Verbindlichkeit gegen seinen Korrespondenten vergessen zu haben.

Wir haben diesen Mängeln abzuhelfen gesucht, indem wir die zerstreuten Bemerkungen unter Rubriken sammelten, die, wenn sie nicht immer in unmittelbarem Zusammenhang mit einander stehen, ihre Entschuldigung darin finden werden, daß wir nicht wagen wollten, das Original gänzlich zu verläugnen.

Topographische Fragmente.

Kuloti.

Diese Stadt liegt auf dem rechten Ufer des Parbutti-Flusses; sie gehört dem Rajah von Kota.

Wir schlugen unsere Zelte in einem Garten auf, der voll Pomeranzen-, Citronen-, Mango- und Tamarindenbäumen steht. Uns gegenüber, auf dem andern Ufer des Flusses, befindet sich ein altes geräumiges Gebäude, in indischem Geschmack, wo der Rajah residirt. Der Zunanu oder die Frauengemächer, nimmt einen seiner Flügel ein. Nachmittags bekamen wir diese Frauenzimmer deutlich zu Gesicht; sie zeigten sich auf der Plattform eines Thurms, wo sie frische Luft schöpften und den Anblick unsers Lagers genossen.

Wir waren nicht lange angekommen, so erhielten wir von dem Muha Raj eine Botschaft, durch welche er uns bat, große Acht

auf die Bäume zu haben, „weil kein Garten in den Augen des Volks als heilig betrachtet werde.“ Doch hatten wir den ganzen Tag Mühe und Noth, die Pflanzung gegen die eigenen Leute des Muha Raj zu vertheidigen, welche die jungen Bäume abhauen wollten, um mit den zarten Zweigen die Elephanten und Kamehle ihres Herrn zu füttern.

Der Parbutti macht die Gränze vom Kotagebiete. Der erwähnte Garten ist die einzige Fläche, die auf diesem Ufer des Flusses zu Kuloti gehört.

Der rechtmäßige Rajah von Kota wird nebst seiner Familie in enger Gefangenschaft von einem Usurpator, Namens Zalim-Singh, gehalten, der sich von allen Mächten Hindostans hat anerkennen lassen. Er ist ein Mann von Talent; bey aller Beschränktheit seines Gebiets hat er sich allen seinen Nachbarn furcht- und achtbar zu machen gewußt. Vor kurzem hatte ihn Scindia zum Gouverneur der Provinz Mewar ernannt, und ließ sich dafür von ihm anderthalb Lac Rupien (über 100,000 Rthlr.) bezahlen. Der Muha Raj änderte aber bald seine Gesinnungen und setzte den berühmten Ambaji wieder

in diesen Posten ein, ohne jedoch dem Zalim-Singh sein Geld zurückzugeben.

Supur.

Supur ist die Hauptstadt eines kleinen von Jypur abhängigen Fürstenthums, das von einem Anverwandten des Beherrschers von Jypur besessen wird. Der gegenwärtige Rajah führt den Titel Suki-Buo oder tanzender Herr, weil er das Fest eines gewissen Idols durch Tänze mitten im Tempel feyert. Diesen Beynamen führt er nicht allein: man gibt ihn allen hindostanischen Fürsten, die sich in diesem religiösen Akte hervorthun.

Kiruolih.

Der gegenwärtige Rajah von Kiruolih ist ein außerordentlich furchtsamer Mann. Ich hatte nicht mehr als 50 Sipoys bey mir, die meinem zahlreichen Gefolge, und meinem auf 50 Kamehlen und 3 Elephanten geladenen Gepäck zur Bedeckung dienten. Man überredete ihn, ich marschiere an der Spitze eines Bataillons Infanterie, eines ganzen Kavallerie-korps und mehrerer Kanonen. Als sich die Stunde seines Besuchs näherte, verließ ihn der Muth: er hätte sich äußerst leicht von der

Wahrheit überzeugen können, seine Besorgniß aber war zu stark, und er konnte sich nicht zu meinem Empfange entschließen.

Meine Zelte standen zwey Meilen *) von der Stadt; ich machte Nachmittags einen Spazierritt nach derselben. Sie hat eine malerische Lage: der Puchperih, ein Fluß mit hohen steilen Ufern, der in der Regenzeit zu einem furchtbaren Strome anschwillt, bespühlt die Mauern von der Mittagsseite; der übrige Theil ist mit breiten und tiefen Gräben umzogen. In der Mitte der Stadt steht das Fort, mit einer guten steinernen Mauer und Bastionen befestigt. Als ich zurückritt, traf ich den Pflegevater des Rajah, der mich um eine Unterredung bitten ließ. Ich stieg vom Pferde: es wurden, nach Landessitte, Pferdedecken auf die Erde gebreitet, und wir setzten uns darauf.

Dieser Mann, der den Rang eines Daroghu, oder Auffehers, hat, ist ein Vierziger, von sanftem gefälligen Benehmen. Er bat mich, wegen der Schüchternheit und Unerfah-

*) So Meilen ohne nähere Bestimmung erwähnt werden, sind englische verstanden.

renheit seines Herrn um Verzeihung, und erbot sich, mich den andern Tag, wenn ich meine Abreise verschieben wollte, dem jungen Rajah vorzustellen. Ich ersuchte ihn, den Rajah zu versichern, daß ich herzlich gewünscht hätte, ihm für die mir in diesem Lande geschenkten Aufmerksamkeiten meinen lauten Dank zu sagen, daß ich aber durchaus meine Reise möglichst beschleunigen müßte. Wir setzten eine halbe Stunde lang unsern Mulakat (so nennt man solche Unterredungen) fort und trennten uns. Vorher ertheilte mir der Daroghu noch mehrere nützliche Nachrichten zur Fortsetzung meines Marsches.

Als ich ihn verließ, sah ich vor den Stadtthoren ein Korps Sipoys manövriren, das nach europäischer Art gekleidet und disciplinirt war. Die Nachäffung kam mir indeß zu weit getrieben vor. Diese Truppe, nebst einem Korps Nujibs oder Fußvolk mit Luntenflinten, einem Korps Reiterei von ungefähr 1000 Pferden und einem Korps Pueks, oder unregelmäßig bewaffneter leichter Infanterie, die hauptsächlich zur Eintreibung der Abgaben verwendet werden, macht die ganze Kriegsmacht von Kiruoliy aus.

Barih.

Barih ist die einzige Stadt zweiten Ranges in den Staaten des Rana von Dholpur. Die Straßen sind enge, aber von den Häusern ist ein großer Theil zweystöckig aus rothen Steinen, die in der Nähe gebrochen werden, erbaut; dergestalt haben sie ein besseres Äußere als die meisten indischen Wohnungen. Um die Stadt liegen viele Gärten und Mango- und Tamarindengebüsche. Bisweilen schlägt der Rana hier seine Residenz auf. Er besitzt in einer Einfassung ein Haus, das man mit dem hochtrabenden Namen einer Festung belegt, indeß ist es nichts weiter als ein viereckiger Platz, um den eine Mauer von rothen Steinen läuft, die auf jeder Seitenwand in der Ecke und Mitte einen runden Thurm hat.

Seit geraumer Zeit wird Barih vornehmlich von Pithanen bewohnt. In der Umgegend sieht man noch einige mohamedanische Grabmäler, die artig genug gebaut sind.

Obgleich dieser Landstrich weder gut angebaut noch besonders stark bevölkert ist, so sind die Lebensmittel hier doch wohlfeil. Achtzehn Sihrs (ungefähr 36 engl. Pfund)

Weitzenmehl kosten eine Rupie (10 Groschen sächsisch), und um dasselbe Geld erhält man ungefähr 50 Pfund Gram, eine Körnerart, womit das Vieh gefüttert wird.

Unweit der Stadt in einer weiten Ebene hat der berüchtigte Großmogul Jihan-Schah ein Jagdschloß erbauen lassen. Der Pallast ist am Rande eines schönen Teiches aufgeführt, der eine gemauerte Einfassung mit einer breiten gepflasterten Terrasse hat. In den Winkeln der Terrasse stehen artige Pavillons, von denen jeder eine vollständige Reihe von Zimmern enthält. Am nördlichen Ufer befindet sich eine Einfassung von ungefähr 150 Fuß ins Gevierte; dieß war ehemals ein Garten, in dessen Mitte sich die Frauengemächer befanden. Das Ganze der Gebäude ist mit massiven noch sehr gut erhaltenen rothen Steinplatten bekleidet.

Muttra.

Sirih-Muttra ist eine ziemlich große Stadt, die auf einem nackten rothen Steinfelsen erbaut ist. Die Häuser sind außerordentlich niedrig und die Straßen so eng, daß ich mit genauer Noth meinen Elephanten

durchbrachte, ohne daß er die Dächer herabriß. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner scheint in Bearbeitung der rothen Felsstücke zu bestehen. Das ganze Land ist damit dergestalt bedeckt, daß ich viele Mühe hatte eine Stelle zu finden, wo ich meine Zelte aufschlagen konnte.

Der Rajah empfing mich auf das artigste und ertheilte Befehl, mir Alles was ich brauchte zu liefern. Nachmittags besuchte er mich in Begleitung seines Dewans oder Ministers, und des Wukil oder Gesandten des Rana.

Der Rajah ist ein Mann von gutem Aussehen, mittlern Alters, rücksichtlich seines Charakters ziemlich versteckt; sein Minister hingegen ist ein geistreicher Greis, der viel spricht und einen mit Fragen bestürmt. Er besah sich das ganze Innere des Zeltes und heftete seine Neugierde vornehmlich auf ein gedrucktes Buch, das er auf dem Tische fand. Von der Buchdruckerkunst schien er bis dahin nicht den geringsten Begriff gehabt zu haben. Dieses Buch enthielt zufällig ein Bildniß vom Marquis Wellesley; ich zeigte es ihm: alsogleich war seine Frage, ob dieß der General

wäre, der die Mahratten geschlagen. Auf mein Ja sagte er: „der Anblick dieses Bildes greift mir in's Herz," und damit schlug er das Buch zu.

Der Wukil war auf einer Sendung in Scindia's Lager begriffen. Der Hauptzweck seines Besuchs war, sich auszubitten, daß er unter meinem Schutze reisen dürfe. Er hatte sich sieben Tage zu Sirih Muttra verweilt, aus Furcht in die Hände der Räuberanführer, und hauptsächlich eines von ihnen, den er sich zum Feinde gemacht hatte, zu fallen. Weil ich dieß wußte, hatte ich nicht die geringste Lust einen solchen Reisegefährten mit zu nehmen, und lehnte daher seine Begleitung mit aller Artigkeit ab.

Krischngur.

Während der Abwesenheit des englischen Residenten, wo ich gewisser Maßen seine Stelle in Scindia's Lager vertrat, empfing ich den Besuch der Gesandten des Rajah von Krischngur, eines sehr kleinen, jedoch unabhängigen Fürstenthums in der Nähe von Ajmir. Sie waren beide Rajputs, Männer

von ehrwürdigem Aussehen und dabey einnehmendem Betragen. Über ihren Herrn und ihren Hof erfuhr ich von ihnen Folgendes.

Die Besitzungen dieses Rajah waren vordem bedeutend größer als gegenwärtig. Mehrere Distrikte sind nach und nach die Beute der Herrscher von Jypur und Judpur geworden. Die Einkünfte von Krischegur übersteigen nicht vier Lac Rupien.

Dem Rajah fällt der ganze Unterhalt seiner Verwandten zur Last, und ihre Zahl beläuft sich auf mehr als fünf Tausend. Jeder erhält täglich eine Ration Brot für sich und andere Rationen für seine Familie. Alle sind waffenpflichtig; werden sie verwundet, so treten sie in Pensionsstand. Auch verheirathen sie sich auf Kosten des Rajah. Mit einem Wort: die Regierung dieses Fürsten ist vollkommen patriarchalisch.

Eine Veranlassung zu diesem Besuche der Gesandten in unserm Lager war unter andern der Wunsch, für ihren Herrn Medicamente zu erhalten. Es wurde über die Arzneykunde und die Ärzte gesprochen. Sie beschrieben mir mit Begeisterung die Curart zweyer berühmter Ärzte, welche zu

Ajmir wohnten. Einer ist ein Hindus, der andere ein Mohamedaner.

Einer dieser Gesandten hatte das Fieber gehabt, und es war um den erstern jener Ärzte geschickt worden. Er verordnete das Zimmer sorgfältigst zu schließen, den Kranken in Decken warm einzuwickeln und ihn nichts als außerordentlich heiße Getränke zu sich nehmen zu lassen. Die Folge dieser Behandlung war eine so erstickende Hitze, daß der Kranke beynahe wahnsinnig geworden wäre. Man rief daher den andern Arzt zur Hülfe herbey. Dieser ließ Thüren und Fenster öffnen, den Kranken mit kaltem Wasser begießen, und verordnete, ihm die Getränke nicht anders als in Eis gesetzt zu reichen. Und nach der Versicherung des Gesandten hatte er dieser Methode seine plötzliche und gänzliche Wiederherstellung zu danken.

Burkera.

Burkera ist ein wohlgebautes Dorf in dem Distrikt von Bednohr. Sobald wir unser Lager in der Gegend aufgeschlagen hatten, kam der Chef dieses Dorfs mit einigen seiner

Bauern in mein Zelt. Es war das erste Mal, daß sie einen, Europäer sahen, und sie staunten Alles an. Ich meiner Seits bemerkte mit lebhafter Theilnahme die Einfachheit und Gemüthlichkeit, die sich in allen ihren Reden und Handlungen aussprach. Es ist ein großer hübscher Menschenschlag; ihr Benehmen ist eben so weit von Grobheit als niedriger Unterwürfigkeit entfernt. Im Allgemeinen befinden sie sich, ohne Luxus zu kennen, im Wohlstand. Große Eigenthumsbesitzer trifft man unter ihnen nicht an; jeder Familienhäuptling pachtet vom Takur eine kleine Meierei, von deren Ertrag er sich und die Seinigen ernährt.

Zur Erntezeit schickt der Takur einen Beamten, der, in gehöriger Ordnung, ohne Gewaltthätigkeit, sein Gefäll einsammelt. Der Pachtzins besteht in zwei Fünftel des Körnerertrags und in zwei Rupien für jede mit Baumwolle angebaute Bigha. Die Bigha hält ungefähr den dritten Theil eines englischen Morgens.

Was die Bauern an baumwollenen Zeugen für sich brauchen, verfertigen sie selbst, zur Ausfuhr aber bringen sie es nicht, und

da sie mit den andern Theilen Hindostans keinen Handel treiben, so bleibt ihnen auch der Luxus der andern Länder unbekannt. Ich beschenkte den Zumindar, oder das Oberhaupt des Dorfes, mit einem kleinen baumwollenen Teppich; er war darüber so entzückt, als ob ich ihm ein Geschenk von höchstem Werth gegeben hätte, und versprach, daß es in seiner Familie mit ganzer Sorgfalt aufbewahrt werden sollte.

Udipur.

Die Stadt Udipur liegt mitten in einer großen Bergkette. Sieben Stunden davon befindet sich der berühmte Tempel Natduara oder die Gotteswohnung.

Diese Pagode steht in solcher Verehrung, daß die Achtung, welche man gegen sie hegt, der Stadt selbst zu gute kommt, denn weder die Mahratten noch andere Truppen haben es je gewagt, in ihre Nähe zu kommen. Die Einkünfte mehrerer Ortschaften fallen ausschließlich dieser Pagode zu; die Rajahs von Judpur und Jypur sowohl, als der Rana oder Landesfürst selbst steuern für dieselbe bey. Der Rajah von Judpur unterhält un-

ausgesetzt fünf hundert Menschen im Dienste dieses Tempels, und hat von seiner Hauptstadt aus auf einer Straße von 200 engl. Meilen Poststationen errichtet, zu keinem andern Zweck, als alle Morgen dem Götzen frische Blumen zuzusenden, die jedes Mal vor Sonnenaufgang auf seinen Altar gelegt werden.

Das hiesige Volk behauptet, Scindia habe sich bey einem Besuche des Tempels Spöttereyen gegen den Götzen erlaubt und ihn Parusputtur, den Stein der Weisen, genannt, worüber sich die Gottheit so beleidigt gefunden, daß sie ihren heiligen Sitz verlassen habe, und nicht eher wiedergekehrt sey, als bis der Muha Raj abgereiset war.

Rupahelih, ein Lehn.

Rupahelih ist ein großes Dorf, das, wie beynahe alle Dörfer dieses Landes, von einer Erdmauer und einem Graben umzogen ist. Zu seiner Vertheidigung hat es gleichfalls in seiner Mitte ein kleines, jedoch unbedeutendes viereckiges Fort.

Dieses Dorf zahlt dem Takur oder der Landesregierung eine jährliche Steuer von

8000 Rupien, und hat zwanzig Reiter zu stellen. In der gegenwärtigen Lage des Landes werden aber die Steuern nicht anders gezahlt, als wenn Gewalt angewendet wird, und in Betreff des Militärdienstes werden die Ansprüche selten geltend gemacht. Vormals beschied der Rana diese kleinen Lehntruppen einmal alle drei oder vier Jahre an seinen Hof, und nachdem die Mannschaft sich eine Woche lang in Waffen geübt hatte, wurde sie, wenn gerade kein Krieg im Ausbruche war, wieder entlassen.

Mahrattenlager und Militärstaat.

Nach dieser flüchtigen Beschreibung der Hauptortschaften, welche ich zu besuchen Gelegenheit gehabt habe, will ich meinen Lesern einen Begriff von der Art und Weise geben, wie die Truppen der Mahratten ihre Lager aufschlagen und ihre Märsche einrichten.

Nichts ist einem regelmäßigen Lager unähnlicher als die Bivouac's einer Mahratten-Armee.

An Marschtagen bricht der Bini-Wa-

Deutsches Institut für Länderkunde Bücherei

ka, oder Generalquartiermeister, in aller früh auf. Sobald er an der Stelle anlangt, wo die Armee zu lagern hat, pflanzt er eine kleine weiße Fahne auf, um den Platz zu bezeichnen, wo die Zelte des Muha Raj aufgeschlagen werden sollen; diese Zelte zusammen heißen der Deurih.

Die Flaggen der verschiedenen Bazar's oder Marktplätze werden aufgepflanzt, so wie die Truppen ankommen; immer eine neben der andern in einem gleichmäßigen Verhältniß zum Ganzen, und zwar gemeiniglich in gerader Linie, so viel es der Boden erlaubt. Die Buden, Dokans genannt, ordnen sich in zwey parallellaufenden Reihen, und bilden auf solche Weise eine große Straße von der Spitze der Armee bis zum Nachtrabe. Diese Straße erstreckt sich oft 3 bis 4 engl. Meilen weit, und da der Deurih (das Hoflager) ungefähr drei Viertheile der ganzen Länge der Fronte einnimmt, so hat er bloß den Marktplatz, welcher Chuori-Bazar heißt, in seinem Rücken.

Die verschiedenen Häuptlinge lagern zur Rechten und Linken der Hauptstraße, und zwar fast immer in der Nähe eines besondern Bazars.

In den Lagerstellen selbst berücksichtigt man weder Regelmäßigkeit, noch Zweckmäßigkeit, und legt auf Reinlichkeit nicht den geringsten Werth. Menschen, Pferde, Kameele, Ochsen, alles liegt unter und neben einander, und dieß nennt man dann den Bura-Luschkur, oder die Hauptarmee, welche in der Breite von einer Flanke zur andern ungefähr eben so viel Ellen einnimmt, als ihre Ausdehnung in der Länge Meilen beträgt; gerade die entgegengesetzte Anordnung, welche man beim Lagern disciplinirter Truppen in Europa beobachtet.

Die Buden, welche einen Bazar bilden, sind dreyeckige Zelte, meistens aus groben Zeugen, die über Bambusstangen geworfen sind, und deren Enden mit gabelförmigen Hölzern am Boden befestigt werden. Solche Wohnungen heißen Pals; es gibt deren in jeder Größe, von drei bis neun Fuß Höhe und verhältnißmäßiger Länge und Breite; unter einem so erbärmlichen Obdach werden die Waaren zum Verkauf ausgestellt, und die ganze Familie des Kaufmanns wohnt auch noch darunter.

Die Zelte der Soldaten sind etwas be-

quemer; dreyfach über einander genähte Zeuge machen die Decke; vorn und hinten können sie gegen Wind und Regen geschlossen werden. Sie heißen Ruotis und sind von den europäischen Zelten wenig unterschieden. Doch glaube ich nicht in der ganzen Weite eines Lagers zehn Zelte gefunden zu haben, die unsern Marketenderzelten gleich kämen, das Zelt des Muha Raj nicht ausgenommen.

Nach dieser Beschreibung von den gewöhnlichen Wohnungen der Mahratten, brauche ich kaum hinzuzusetzen, daß diese Menschen mit den Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens gänzlich unbekannt sind. Die Penaten sind einmal nicht die Götter, denen sie zu opfern pflegen. Sie wissen so wenig von den Freuden des freundschaftlichen Zirkels als von glänzenden Gesellschafts- oder Theaterunterhaltungen. Was es heiße, sich in einem wohlgeschlossenen Zimmer warm zu halten, ist ihnen ein fremdes Ding, und von dem Gebrauche des Kerzenlichts haben sie keinen Begriff. Zur Winterszeit werfen sie sich um ein elendes Feuer von Pferde- oder Kuhmist, oder verfaultem Stroh, das sie um ihr Zelt aufgehäuft haben. Eingewickelt in eine gro-

be Decke vertreiben sie sich die Langweile bey einer Pfeife schlechten Tabak; und sind sie des Rauchens und Schwatzens müde, so schleppen sie sich in ihren Pals, strecken sich auf den Boden hin und schlafen ein, ohne den Europäer um seinen verfeinerten Luxus zu beneiden.

So leben die Mäßigsten unter den Mahratten. Jene, denen ihr Vermögen erlaubt das Leben etwas mehr zu genießen, oder die ihren Leidenschaften freyen Zügel schießen lassen, schleichen sich des Abends in eine Arrakbude, oder geben sich den Ausschweifungen mit öffentlichen Weibern hin. Diese liederlichen Nächte werden in Zelten nach obiger Beschreibung verbracht, deren traurige Beleuchtung von einer über alle Maßen schmutzigen kupfernen Lampe ausgeht, worin ein halb Dutzend Dochte in stinkendem dicken Öhle brennen.

Der Branntwein, welchen man in den Buden verkauft, wird über der Frucht eines Baumes, Namens Muah, abgezogen. Er hat ungefähr die Stärke des Wachholderbranntweins, sein Geruch und Geschmack würde aber dem gemeinsten europäischen Last-

träger anekeln. Einfach abgezogen nennt man ihn Daru; hat man ihn zum zweyten Mal mit etwas mehr Sorgfalt durch die Blase laufen lassen, so gibt man ihm den Namen Puhl. Vier Quarts von der ersten Sorte kosten eine Rupie; die zweyte Sorte das Doppelte. Nicht selten sieht man ihn in englischen Flaschen zum Verkauf ausgestellt. Man kann bisweilen in diesen Buden auch eine geringere Gattung von Rum um denselben Preis zu kaufen bekommen.

Das Feuer, wie ich es oben beschrieben habe, wird unter der Thüre jedes Zeltes angemacht. Der Rauch davon, zu dick um in die Luft zu steigen, verbreitet seinen Gestank im ganzen Lager. Dabey erreicht man aber damit einen doppelten Zweck: so wie sich bey der Flamme die Menschen wärmen, vertreibt der Rauch die Mücken, welche das Vieh zu Tode plagen würden; dafür aber empfinden Europäer, die nicht daran gewöhnt sind, von diesem Rauche die unerträglichsten Augenschmerzen.

Setzt sich eine Mahrattenarmee auf längere Zeit in einer Gegend fest, und sind Bäume, Gesträuche und Gras genug in der Nähe,

so bauen sich die Soldaten ziemlich bequeme Baraken zusammen; dieß war während der Regenzeit des Jahres 1807 geschehen, wo Scindia sieben Monate vor dem Fort Rutgurh lag. Die ganze Armee hatte mehr das Ansehen einer großen Ortschaft als eines Lagers, und erinnerte an Gibbons geistreiche Beschreibung von dem Aufenthalte Attila's in den Wildnissen Germaniens.

Der Finfih oder Park macht ein eigenes Lager aus, wie es mit den Infanteriebrigaden derselbe Fall ist. Letztere lagern immer im Gevierte, in einem so genannten Kila, einem Fort.

Die Engländer halten sich stets eine gute engl. Meile von einer Mahrattenarmee entfernt, weil ekelhafte Unreinlichkeit diese Hindus zu sehr unangenehmen Nachbarn macht. Es ist unmöglich, bey einem großen Lager nur vorbeyzureiten, ohne von dem Gestanke der todten Pferde, Kamehle und Rinder gleichsam vergiftet zu werden. Niemand nimmt sich die Mühe das Aas wegzuschaffen, und die vielen andern ekelhaften Gerüche vermehren sich daher auch noch durch Ausdünstungen dieser Art.

Eines der berühmtesten Corps von der Armee des Muha Raj ist ein Risalu oder eine Division, die, nach der Zahl ihrer vormaligen Anführer, den Namen Baruh-Bhaees, der zwölf Brüder, führt. Es besteht ganz aus Mahratten oder wenigstens Bewohnern der Gebiete, welche vordem in Dekan von den Mahratten besessen wurden, und, mit Ausnahme der Pindaris, gibt es keine zügellosere, raubsüchtigere Truppe in der Armee. Der einzige Unterschied zwischen diesen beyden Korps ist, daß die Pindaris keinen Sold irgend einer Art bekommen und bloß von Rauben und Plündern leben; die Baruh-Bhaees jedoch eine mäßige monatliche Löhnung erhalten, womit ihr Gehorsam gegen die Befehle des Fürsten, der sie in Dienst genommen, etwas mehr gewonnen und ihren Gewaltthätigkeiten und Räubereyen in etwas wenigstens eine Schranke gesetzt werden soll. Beym vollen Lichte betrachtet, unterscheidet aber beyde Corps nur der Name, denn wenn es zum Plündern kommt, lassen die Baruh-Bhaees ihren Theil nicht fahren.

Während meiner Reise durch jene Provinzen im May 1808 verließen die Baruh-

Bhaees, der verzögerten Auszahlung ihres Soldes wegen, das Lager, strichen im Lande umher und ließen sich erst nach einigen Monaten wieder zur Rückkehr bewegen. In diesem Empörungszustande begingen sie die abscheulichsten Unordnungen, und hatten sich nunmehr so an dieselben gewöhnt, daß sie der Schrecken nicht bloß der Umgegend, sondern ihrer eigenen Cameraden wurden. Endlich glaubte der Muha = Raj Anstalten treffen zu müssen, sie einmal wieder zur Ordnung zu bringen: drey Wochen vor meiner Ankunft geschah's, daß er dieses Raubgesindel von einer Abtheilung Reiterey, zwey oder drey Bataillonen Infanterie und mehreren Stücken Kanonen umringen ließ. Diese Maßregeln schreckten, die Baruh = Bhaees erklärten ihre Unterwürfigkeit in den demüthigsten Ausdrücken, flehten die Gnade des Muha Raj an und gelobten auf das Feyerlichste ihre Besserung. Daß sie aber ein solches Versprechen, selbst wenn sie es für den Augenblick ernstlich gemeint hätten, sollten halten können, wäre zu bezweifeln. Schon seit ihres Bußgelöbnisses haben sie einen englischen Sipoys, der vom Urlaub zurückkam, und mehrere Hirka-

ros, die zur Post gehören, ausgeplündert. Über dergleichen Verletzungen des Völkerrechts muß man in diesem Lande die Augen zudrücken, und die Engländer treiben ihre Nachsicht bisweilen bis zur Schwäche.

Ein anderes ausgezeichnetes Corps in diesem buntschäckigen Lager ist das der Shodas, wörtlich übersetzt: der Schurken, das, streng genommen, auch keine militärische Einrichtung hat. Doch bilden sie in sofern ein regelmäßiges Corps, als sie unter einem Anführer, Namens Fazil Khan, stehen, dessen Befehlen sie blindlings gehorchen. Sie sind gewisser Maßen privilegirte Diebe und ziehen von ihrem Handwerke einen beträchtlichen Nutzen. Auf Märschen tragen sie unter Aufsicht ihres Oberhaupts die Bagage des Muha Raj. Ferner leisten sie Pionnierdienste, graben bey Belagerungen die Laufgräben, richten die Batterien her und tragen die Sturmleitern. Ihr Hauptgeschäft aber bleibt immer die Spielhäuser zu plündern, die unter ihrer unmittelbaren Aufsicht stehen; da gibt es keine List, die sie nicht anwendeten, um das leichtgläubige Volk zu schrecken und zu betrügen. Ein Mahrattenhaupt von einigem

Range und Ansehen, Babu Khan, steht derzeit an der Spitze dieses Gesindels, und rücksichtlich seiner Habgier ist er seiner Untergebenen würdig. Es mag ungefähr ein Jahr seyn, so kam ein Kaufmann mit Pferden zum Verkauf ins Lager; der Khan wählte sich die schönsten aus und bezahlte bar und richtig, was dafür gefordert wurde, bath aber auch zugleich mehr zu bringen, weil er seine Division verstärken wolle. Das Gerücht dieser unerhörten Ehrlichkeit verbreitet sich. Eine Menge Kaufleute führen dem Lager des Babu Pferde zu; der Mahratte nimmt sie um jeden Preis wie sie gebothen werden, als es aber zum Zahlen kommt, lacht er die armen Teufel aus und läßt sie von seinem Gesindel schrecklich mißhandeln. Die Kaufleute bringen ihre Klage vor den Muha Raj, warten mehrere Monate vergebens auf Entscheidung und müssen sich am Ende einen beträchtlichen Abzug gefallen lassen, die Forderungen der Buniyas ungerechnet, bey welchen diese Unglücklichen während ihres Aufenthalts, um nicht zu verhungern, hatten Schulden machen müssen.

Wenn dergleichen Ungerechtigkeiten und

Unterdrückungen ungestraft dahingehen, kann man über das schreckliche Elend, welches unter den mindern Volksclassen herrscht, nicht erstaunen. In Mißjahren werden Hunderte von armen Familien ihres bloßen Lebensunterhalts wegen auf das Äußerste getrieben. Weiber und Kinder sieht man dann nach einigen unverdauten Getreidekörnern den Mist der Thiere umwühlen. Selbst wenn der Körnerpreis nicht sehr hoch steht, ist es nicht selten den Anblick des gräßlichsten Elends zu haben. Auf einem Spatzierritt bettelten mich eines Tages zwey Weiber an, jede hatte ein Kind auf den Armen, und eine von ihnen wollte mir das ihrige um den Spottpreis von 2 Rupien (1¼ Rthlr. sächs.) verkaufen. Mehrere unserer Sipoys und unserer Bedienten haben Kinder, die sie entweder auf dieselbe Weise gekauft oder aufgelesen haben, wenn diese armen Würmer in unsere Zelte betteln kamen. Doch sind die Engländer häufig bey solchen Adoptionen zu kurz gekommen und haben deßhalb ihr Mitleid beschränkt. Arme Leute brachten z. B. ein Kind, das sie nackt und halb verhungert gefunden zu haben vorgaben; sie waren gewiß, wenn sie die Er-

zählung recht rührend zu machen wußten, in dem Lager eine barmherzige Seele zu finden, die sich des verlassenen Geschöpfs annahm; ging es ihnen aber dann wieder besser, so fanden sich auch die angeblichen Ältern des Kindes wieder ein und forderten es zurück.

An allen Höfen und bey allen Armeen Indiens gibt es einen Menschen, der unter dem Namen des Kuburdar, Neuigkeitträgers, die Rolle des Spions spielt. Seine Geschäfte beschränken sich aber nicht allein auf Bemerkungen rein politischen oder militärischen Inhalts; sondern er hat seinem Herrn Alles, was er erfahren kann, welcher Art es immer sey, zu berichten. Scindia hält einen Kuburdar im englischen Lager, und die Engländer aus demselben Grunde wieder einen in dem seinigen. Letzterer ist ein Original in der ganzen Bedeutung des Worts. Er steht seit 40 Jahren in Diensten der englischen Residenten und hat in diesem Zeitraume eine Menge der seltsamsten Anekdoten gesammelt und behalten. Die meisten sind äußerst unterhaltend, andern aber merkt man es an, daß sie von der fruchtbaren Einbildungskraft des Erzählers aufgeputzt werden.

Die Bazars oder Lager-Märkte; die Buniyas oder Kaufleute.

Unter Buniyas versteht man alle Arten Kaufleute; die, welche die Lager der Mahratten besuchen, kommen aus der Provinz Marwar, oder aus der Provinz Delhi, gemeiniglich aber aus ersterer.

Diese Handelszunft ist ohne Widerrede eine Hauptstütze der Macht des Muha Raj; durch sie wird sein Lager mit allen nöthigen Lebensmitteln versorgt. Es gibt fünf verschiedene Bazars, sie heißen Maduguni, Duolutguni, Danuwulli, Surrafa und Tschuonri. Man vermiethet sie an besonders Begünstigte, die reich genug sind, um einen beträchtlichen Pachtzins zu zahlen. Es wird gerechnet, daß jeder Bazar der Regierung ein halbes Lak Rupien einbringt; so viel trägt wenigstens die Maduguni; und die Baih (Gemahlinn des Muha Raj) bezieht ausschließlich diese Summen.

Die Pächter, von denen jeder in seinem Bazar unbeschränkt schaltet, machen sich durch folgende Steuern bezahlt:

Tubazari, ein Viertel Anna, (1/16

Rupie), das täglich von jedem Laden, und acht Anna, welche aller zehn Tage erhoben werden; dieß macht zusammen monatlich zwey Rupien.

Bheth, ein Geschenk von einer Rupie, welches jeder Laden im Monat Phagun zu entrichten hat. Ein gleiches wird am Feste Dusera dargebracht.

Tschundschi, eine Naturallieferung von den Getreidehändlern, die auf eine seltsame Art eingetrieben wird. Ein Diener des Kotwal oder Marktmeisters steckt seinen rechten Arm in einen Körner- oder Mehlhaufen und wirft davon so viel als er fassen kann, in einen bereit gehaltenen Sack. Dieß heißt ein Tschundschi und viertehalb Tschundschi werden täglich aus jedem Laden genommen. Zwey davon gehören der Regierung oder ihrem Pächter; den Rest theilen die Unterbedienten des Bazars unter sich.

Jhuri und Muhsul sind, jene eine Natural-, diese eine Geldsteuer, die nachfolgenden Regeln erhoben werden:

Jede Ochsenladung Getreide, einem fremden Kaufmann gehörig, zahlt 3 1/2 Sihrs, (das Sihr ungefähr 2 Pfund) und zwey An-

na; Eingeborne zahlen nur 1 Sihr und 1 Anna.

Von jeder Ladung Mehl entrichten Fremde 3 ½ Sihrs und 3 Anna, Eingeborne nur 1 Sihr und 1 ½ Anna.

Für jede Ladung Reis sechs oder drey Annas, die Sihrs wie oben.

Für Butter und Öhl zwölf oder sechs Annas, und die Sihrs wie oben.

Für Arzney- und Spezereywaaren drey und zwey Annas, oder eine Rupie und neun Annas, aber keine Sihrs.

Von Tüchern jeder Gattung zahlen Fremde 2 Annas, Einheimische ein Anna für das Stück.

Palputti, eine Abgabe, von deren Ertrag die Kosten eines Zelts für den Dundiya oder Oberaufseher des Bazars und seine Beamten bestritten werden. Der erste Bazar oder der Madu Guni ist von dieser Abgabe frey; der zweyte und dritte zahlen 3000 Rupien; der Tschuonri 2000, der Surrafa 6000.

Utagir ist weniger eine Steuer als ein Strafgeld für Nachlässigkeit. Läßt sich ein Kaufmann Körnersäcke oder andere Waaren,

ohne es zu bemerken, wegtragen, so verliert er drey Viertel ihres Werths.

Außer den Bazars gibt es Märkte, welche täglich, mit Ausnahme des Freytags, auf einem eigenen Platze des Lagers gehalten werden; diese Märkte heißen Guduris oder Nukas. Man verkauft dort Vieh aller Art, Waffen und alte Kleider. Die Käufer zahlen davon 6 ¼ Procent Abgabe.

Die Goalas oder Milchhändler, zahlen, sind sie Mahratten, täglich eine Rupie, überhaupt sind sie Hindus eine Rupie für jede Büffelkuh, und für jede gewöhnliche Kuh ihren Theil zum Palputti.

Die Tschummars oder Lederarbeiter zahlen für ihren Laden monatlich eine Rupie; für den Muha Raj müssen sie unentgeltlich arbeiten.

Die Natschmädchen oder mahrattischen Bayaderen sind durchaus abgabenfrey, doch machen sie alle Monate einem Fakir, der unter dem Titel Suturisuh in ihrem Lagerviertel wohnt, ein freywilliges Geschenk. Das Verhältniß dieses Geschenkes richtet sich nach der Anzahl der Gesellschaft und nach dem Ansehen, in welchem die Tänzerinnen stehen.

Von den Shodas habe ich schon gesprochen. Der Muha Raj hält deren in der Regel 250 unter den Befehlen des Fazil Khan; sie empfangen jeder jährlich 5 bis 10 Rupien, je nach Aussehen, Alter oder Geschicklichkeit. Alle privilegirte Belustigungsörter stehen unter ihren bevorrechteten Shodas. Zwey Drittheile des Gewinnstes fallen der Regierung anheim, der Rest gehört ihnen. Es gibt deren wohl noch einmal so viel, die auch das Ansehen des Fazil Khans anerkennen, aber ganz auf ihre Faust leben. Diese sind es, welche auf Märschen die Bagage des Muha Raj tragen.

Fremde, welche Waaren ins Lager der Mahratten bringen, stellen dieselben gewöhnlich in dem Zelte eines Buniya ein und lassen sie durch denselben gegen eine Provision von 6 ¼ pCt. verkaufen.

Jäger. Wild.

Unter dem armen Volke, das einem Mahrattenlager zuströmt, darf man eine Classe Leute nicht vergessen, die sich ihren Lebensunterhalt durch Wild-Jagen und Verkauf erwirbt. Sie gehen auf die Jagd mit Lunten-

flinten, Netzen und Schlingen von besonderer Art. Diese Schlingen sind ungefähr wie Schirme und haben einen laufenden Knoten von Pferdehaar in jeder Falte. Man fängt damit Repphühner, Wachteln, Hasen und wilde Tauben.

Rothwild und Trappen werden in Netze getrieben, oder geschossen. Die Jäger halten sich hinter Gehegen von Rasen und Strauchwerk versteckt; bisweilen schleichen sie hinter eigens dazu abgerichteten Ochsen so nahe ihrem Ziele zu, bis sie ihres Schusses gewiß sind.

Für diese Leute gab es eine Menge zu thun, als wir unser Lager von Rupahelih, in der Provinz Mewar, bezogen hatten; die Gegend ist sehr reich an Wildpret.

Mewar besitzt noch eine andere Quelle des Reichthums, nämlich Kupfer-, Zinn- und Bley-Minen und ziemlich schöne Marmorbrüche; die Mahratten haben aber zu wenig Industrie und Geduld, um davon Nutzen zu ziehen. Das Wild hat für sie mehr Reitz. Der Boden ist beynahe durchaus stark mit Salpeter geschwängert, und zu unserm Erstaunen fanden wir bey zehn oder zwölf Brunnen, die

*

wir gruben, das Wasser des einen außerordentlich salzig, und kaum zwanzig Schritte davon entfernt, wieder eine andere, die ein vollkommen süßes Wasser gab. Seitdem der Regen aufgehört hat, ist auch das Flußwasser salzig geworden.

Gymnastische Übungen der Truppen.

Die Mahratten lieben besonders den Dienst zu Pferde und wir werden weiter unten sehen, daß ihr Land, so bergig es auch ist, doch treffliche Pferde liefert. Demungeachtet beschränken sie sich keineswegs auf Übungen, die bloß für die Reiterey passen; sie versäumen die Gymnastik überhaupt nicht, und was den Körper stärken und abhärten kann, ist ihnen willkommen. Jedoch verspahren sie dergleichen Übungen auf die Jahrszeit, wo die Regen aufhören.

Als wir während der Regenzeit im Monat July 1808 bey Nimara lagerten, unterhielten sich unsere Sipoys mit einem bey den Indiern sehr gebräuchlichen Spiel.

Es wird auf einem ebenen, und so viel als möglich von Bäumen beschatteten Boden

ein Platz von hinlänglichem Raume abgesteckt, und sorgfältig von Steinen und andern vorfindigen Klumpen gereinigt. Dieser Platz heißt Ukhara und wird für heilig gehalten. Kein Mensch darf ihn mit Schuhen betreten, noch etwas Unreines in seinen Umkreis bringen. An einem Ende erhebt sich ein kleiner Erdhaufen, jedermann neigt sich beym Eintritt vor demselben zu Boden und vermehrt ihn mit einer neuen Hand voll Erde, die er darauf wirft. Der Geschickteste unter den Theilnehmern dieses Festes wird zum Oberaufseher, Khulifu, ernannt; er ordnet die Übungen und unterrichtet die jungen Puthas oder Schüler. Jeder legt seine Kleider ab bis auf den Doti, der so fest als möglich um die Lenden geschnürt bleibt, und der ganze Körper wird mit einer besondern Art weißer Erde gerieben. So finden wir im Vorgrunde unsers Kupfers die Indier bis auf den Doti ausgekleidet. Bisweilen mögen sie dann die Gelegenheit benutzen, ihre andern Kleider zu waschen, wenn sich ein Fluß in der Nähe findet. Mit einer solchen Wäsche beschäftigen sich die beyden Indier zur Linken. Anstatt den Stoff mit dem Brete zu peitschen, beobachten

sie das Gegentheil und schlagen die Wäsche gegen das Bret. Die beyden Figuren in der Mitte sind Sipoys ; ihre Uniform ist roth und hat ziemlich den Schnitt der Linien= truppen, allein ihr blaues Casquet hat mehr die Form eines Turbans.

Die erste Übung ist gewöhnlich der Dhun, und wird folgender Maßen ausge= führt. Der Künstler wiegt sich zuerst auf sei= nen Händen und äußersten Fußspitzen, jeder bey zwey Ellen von der andern entfernt, wirft dann den Leib vor, daß die Brust bey= nahe den Boden berührt, streckt die Ellbogen auswärts, zieht die Knie einwärts, darf aber weder Hand noch Fuß aus ihrer ersten Lage kommen lassen, und versetzt daher jede Muskel des Körpers in Spannung. Hierauf zieht er die Ellbogen ein, hebt Kopf und Brust auf und wenn er einige Sekunden in dieser Stel= lung geblieben ist, nimmt er seine erste Lage wieder und wiederholt seine Dhuns, so lan= ge als es ihm seine Kräfte gestatten. Anfangs bringt es einer nicht über zehn bis zwölf, durch öftere Wiederholung aber am Ende auf hundert ja wohl drey hundert Mal.

Die zweyte Übung ist der Koschti oder

das Ringen, wobey die Eingebornen Indiens eben so viel Gewandtheit als Eifer zeigen. Sie grüßen ihren Gegner, indem sie gewaltig mit dem rechten Arme auf den über die Brust gelegten Linken und dann auf die innere Seite des rechten Schenkels schlagen. Ein Kämpfer gilt nicht für überwunden, als bis er rücklings auf den Boden hingestreckt liegt, daß er sich nicht mehr aufrichten kann. Es gehört weniger Kraft als Gewandtheit zu diesem Kampfe; doch gibt es häufig zerbrochene oder ausgerengte Arme dabey.

Die andern Hauptübungen sind die mit den Mugdurs und Lezum. Jene sind dicke, über zwey Fuß lange, 14 bis 20 Pfund schwere Stöcke von sehr hartem Holze, man handhabt sie ungefähr wie der Schaarwächter seiner Schaaren. Der Lezum ist ein Bogen von Bambus mit einer dicken eisernen Kette statt der Sehne. Eine Menge runde Platten von demselben Metall hängen daran, um ihn noch schwerer zu machen, und bringen ein gewisses Geklingel hervor. Die ganze Übung mit diesem Bogen besteht in Auf- und Abspannen der eisernen Sehne. Mit beyden Instrumenten aber bezweckt man nichts anders, als die Brust

auszudehnen, den Körper gerad halten zu lernen und die Muskeln stark zu machen. Die Kraft, welche ein junger Mensch dadurch erlangt, zeigt sich am Ende der Übungen erstaunenswürdig.

Ist das Tagesgeschäft vorüber, so setzen sich die Athleten in einzelnen Gruppen zusammen und sprechen ein Kubit oder kleines Gelegenheitsgedicht. Zuerst wird der Khulifu begrüßt, dann begrüßen sie sich einer den andern: endlich stellen sie sich in eine Linie und machen einige Dhuns zusammen. Ehe die Gesellschaft aus einander geht, wird noch eine große Schüssel Zuckerwerk oder gekochter Mais herumgetragen.

Wer sich als Ringer auszeichnen will, bereitet sich durch eine besondere Lebensordnung dazu vor: er trinkt täglich eine gewisse Quantität Milch und abgeklärte Butter; ißt er gewöhnlich Fleisch, so vermehrt er seine Portion von Tag zu Tag. Hat er es durch diese kräftige Nahrung zur gewünschten Stärke, und durch Übung zur nöthigen Gewandtheit gebracht, so wird ihm der Titel eines Puhlwan zu Theil.

Der Muha Raj, ein erklärter Beschützer

dieser gymnastischen Künste, hält in seinen Diensten einen berühmten Ringer, den er täglich ein Schaf und zwanzig Pfund Milch verzehren läßt. Jüngst kam ein Puhlwan aus Muttra ausdrücklich, um sich mit diesem berühmten mahrattischen Kämpfer zu messen, und wurde besiegt. Scindia beschenkte in seinem Entzücken seinen Günstling mit einem goldenen Armband von 500 Rupien an Werth. Die ersten Nabobs Indiens rechnen es sich zur Ehre, die besten Ringer in ihren Diensten zu haben, und gestatten ihnen, sich ihrer Pferde, Elephanten und anderer Luxusgegenstände nach Willkühr zu bedienen. Ja, diese Leidenschaft für gymnastische Künste geht so weit, daß sich sogar Frauen davon nicht ausschließen. Sie üben sich so lange, bis sie sich stark und gewandt genug fühlen, von Dorf zu Dorf wandernd, die nahmhaftesten männlichen Kunstgenossen herausfordern zu können, und wirklich bringen sie es oft so weit, daß sie keinen Nebenbuhler fürchten dürfen. Doch muß man auch wissen, daß ihre Ausforderung öfters ausgeschlagen wird, weil sich die Männer nicht der schimpflichen Gefahr aussetzen wollen, von einem Weibe überwältigt zu werden.

Eine Amazone im Lager.

Im Jahr 1807 entdeckte man in einem Bataillon der baptistischen Brigade ein junges Mädchen, das schon zwey bis drey Jahre, ohne sein Geschlecht zu verrathen, als Sipoys diente. Sie hatte sich durch ihr sanftes, gesittetes Betragen und ihre Pünktlichkeit im Dienst, das Wohlwollen ihrer Vorgesetzten, wie die Achtung ihrer Kameraden erworben. Es war bemerkt worden, daß sie sich ihr Essen immer selbst bereitete, auch allein genoß — und sich allein wusch. Ihr Geheimniß wurde endlich durch einen jungen Sipoys entdeckt, der Verdacht geschöpft hatte, und aus Neugierde sie im Bade belauschte. Sie blieb noch mehrere Monate im Dienst, und schlug hartnäckig nicht nur die Anerbietungen des Muha Raj aus, der sie in dem Korps, wo sie stand, zu höheren Graden befördern wollte, sondern lehnte auch die Anträge der Baih ab, sie unter die Damen ihres Hauses aufzunehmen. Dieses Abenteuer wurde im kurzen der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs im Lager. Auch ich wünschte diese neue Eon, — die sich Jurur-

Singh nannte — zu sehen, und einer unserer Sipoys brachte sie in mein Zelt. Die junge Amazone schien nicht über 22 Jahr alt zu seyn. Ihre Hautfarbe war licht, und ohne schön zu seyn, hatte sie viel Angenehmes in ihren Gesichtszügen. Sie sprach offen von ihrem militärischen Stande und ihrer gegenwärtigen Lage, verrieth weder übelangebrachte Schüchternheit noch Prahlerei, mit der sich tausend andere wohl an ihrer Stelle benommen hätten. Ja, zu ihrer eigenen und zur Ehre ihrer Waffengefährten muß ich erwähnen, daß sie seit der Entdeckung ihres Geschlechtes nur mit noch mehr Achtung behandelt wurde. Niemand erlaubte sich vor ihr ein beleidigendes Wort, niemand wagte einen Zweifel, der auf ihren Ruf einen Schatten hätte werfen können.

Endlich entdeckte sich auch ihr Beweggrund zu diesem seltenen Schritt. Ihr einziger Bruder saß Schulden halber im Gefängniß zu Bopal. Dieses treffliche Geschöpf hatte sich daher muthvoll entschlossen, Dienste zu nehmen und sich allen Mühseligkeiten und Gefahren des militärischen Lebens auszusetzen, um einiges Geld zu erwerben und damit den

geliebten Bruder aus der Gefangenschaft zu ziehen. Als Scindia dieß erfuhr, war er so großmüthig, sie mit einem beträchtlichen Geschenke zu entlassen. Diesem Geschenke fügte er noch eine schriftliche Empfehlung des Bruders und der Schwester an den Nabob von Bopal bei.

Disciplin; Rangstreitigkeiten zwischen den Anführern.

Um dem Charakter der Hindus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich sagen, daß, wenn sie gut behandelt werden, es auf der ganzen Erde keine folgsamere und lenksamere Menschen gibt, als sie sind. Ein merkwürdiges Beyspiel davon geben die Sipoys der beyden regelmäßigen Brigaden des Jakob und Baptiste. Jene machen sich selten einer Ausschweifung oder Unordnung schuldig, während letztere sich, so zu sagen, in einem immerwährenden Empörungsstande befinden. Dieses verschiedene Betragen schreibt sich größtentheils von der Art her, wie man sie bezahlt. Jakob hat gewisse Ländereien in Jaodad, d. h. in Schenkung, die der Löhnung seiner Truppen bestimmt sind, Baptist im Ge-

gentheil hängt gänzlich vom Sirbar ab, und ist gezwungen zum Dhurna oder Meuterei und andern bey den Mahratten gewöhnlichen Auskunftsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um die gerechtesten Forderungen zu ertrotzen.

Baptist's Freunde bestürmen Scindia unaufhörlich, daß er ihn zu einem höheren Range befördern möge. Bey allen Vorzügen aber, die er ihm als Soldat zugesteht, wagt er nicht durch eine so auffallende Auszeichnung den Mißmuth der andern Oberhäupter zu reitzen. Dergleichen Scenen beleidigten Ehrgeitzes fallen in den indischen Armeen gar zu häufig vor.

Ich erlebte einen solchen Rangstreit den 30. Aug. 1809 im Lager bey Rupaheli zwischen zwey Bunjaras oder Anführern. Ihr Zorn brach so heftig aus, daß sie sich zu einem förmlichen Zweykampf entschlossen. Die Anhänger der beyderseitigen Kämpen richteten sich sogleich zu ihrer Unterstützung, bewaffneten sich mit ihren Schwertern und Schilden, und luden ihre Flinten.

Auf der Ebene stellten sich beyde Parteyen in Schlachtordnung, und der Muha Raj selbst sollte Zeuge ihrer Tapferkeit seyn

Alles war bereit, die ganze Armee war versammelt und auf den Ausgang dieses außerordentlichen Zwistes gespannt. Es war indeß schon spät, und Scindia kam nicht. Die Bungaras zogen sich jeder in sein Lager zurück und ließen dem Feldherrn melden, daß sie ihren Kampf auf den folgenden Morgen verschoben hätten, wo sie sich die Ehre seiner Gegenwart ausbäten. Scindia antwortete ihnen, daß sie Thoren wären, und er ihnen empfehle, jeder ruhig zu Hause zu bleiben. Eine Angelegenheit von solchem Aufsehen auf diese Weise zu enden, schien den Bungaras mit ihrer Ehre unverträglich, und mit Anbruch des Tages machte der eine von ihnen einen Angriff auf das Lager seines Gegners. Es fielen zuerst gegenseitig einige Flintenschüsse, darauf wurde man handgemeng, und das Gefecht so hartnäckig, daß es bis 8 Uhr dauerte, der angreifende Theil mußte abziehen und ließ 12 Todte und bey dreyßig Verwundete auf dem Platz. Der Verlust des andern war wohl nicht geringer. Die Besiegten ließen ihre Todten auf dem Schlachtfelde liegen. Morgens darauf begab sich von einem dritten stärkern Korps eine Deputation in das

Lager der Überwundenen um sie zur Wegschaffung ihrer zurückgelassenen Leichname einzuladen. Zum Zeichen des Waffenstillstandes führten diese Parlamentäre zwey mit weißen Fahnen aufgeputzte Ochsen mit sich. Alle Anerbietungen, alle Versprechungen waren indeß umsonst: die Besiegten voll Wuth über ihre Niederlage und auf künftige Rache brütend, setzten keinen Fuß aus ihrem Lager.

Sehr oft brechen in den mahrattischen Armeen Empörungen aus, die ihnen zuweilen nicht minder gefährlich als ein feindlicher Überfall sind. So ein Auftritt, der in der Armee großes Aufsehen machte, fiel vor unserm Abzug vom Bunas vor. Ein Theil der Golundaz (Kanoniere) forderte seit mehreren Tagen mit Ungestüm seine rückständige Löhnung. Endlich empörten sie sich dermaßen, daß sie Hand an den Daroghit vom Jinsih legten und ihn ins Gefängniß warfen. Diese Gewaltthätigkeit erfuhr der Surji-Rao. Er gab Befehl, die Forderungen der Meuter auf der Stelle zu befriedigen und sie dann aus dem Lager zu jagen. Der Befehl wurde vollzogen. Allein kaum waren sie eine halbe Stunde weit entfernt, so schickte man ihnen

eine Abtheilung Baruh-Baih's nach. Einige der Meuter wurden getödtet oder verwundet, ein anderer Theil gefesselt ins Lager zurückgeschleppt, und nur sehr wenige retteten sich durch die Flucht. Es befanden sich unter ihnen alte geachtete Krieger, die ihre Weiber und Kinder mit sich führten. Mehrere ihrer Kameraden, die ihnen aus Achtung und Anhänglichkeit das Geleit gaben, wurden die Opfer ihres freundschaftlichen Entschlusses; man mißhandelte sie und plünderte sie ohne Barmherzigkeit aus.

Musterung. Manöver.

Wenn Scindia seine Truppen mustern will — wozu er meist, seiner finanziellen Verlegenheiten wegen, die Zustimmung seiner Generäle braucht, — so werden in einiger Entfernung vom Lager eine gewisse Anzahl Zelte aufgeschlagen. Nunmehr zieht jeder Risalu, wie ihn die Reihe trifft, auf, und wird sogleich bey seiner Ankunft von der Garde des Fürsten umringt, damit sich nicht etwa fremde Pferde einschleichen und der Musterschreiber ein und dasselbe Stück etwa zweymal zu sehen bekommt. Scindia führt dabey

in eigener Person den Vorsitz und läßt die Abzeichen der Pferde in ein Buch eintragen, um so viel wie möglich jeden Betrug unmöglich zu machen.

Im März 1809, als wir an den Ufern des Bunas lagerten, sah ich zum ersten Mal einige Risalus oder Divisionen an der Spitze der Linie ziehen. Gewöhnlich wird diese Linie bloß von dem Gepäck und Armeetroß eingenommen. Surji Rao und Ambaji, zwey neue Minister, setzten sich jeder an die Spitze seines Korps; die weite Ebene begünstigte die Ausbreitung der Reiterey, und als jeder Risalu seinen Marsch für sich einschlug, gab das Ganze einen prächtigen Anblick. Ich zählte fünf verschiedene Korps, die in Allem 1200 Köpfe zählen konnten, bey ihrer unregelmäßigen und unordentlichen Art zu marschiren aber, war man versucht, ihre Anzahl für weit beträchtlicher zu halten.

Wenn es die Gegend gestattet, so bilden sie eine drey bis vier Mann tiefe, aber meist unregelmäßige Linie; der Anführer stellt sich im Mittelpunkt, vor ihm ziehen die Fahnen, Pauken und Trompeten, Hirkaros u. s. w.

Nach allen Seiten hin sieht man einzelne Reiter umherjagen und ihre Waffen schwingen, theils um ihre eigene Geschicklichkeit, theils um die Schönheit ihrer Pferde zu zeigen, und man muß gestehen, eins wie das andere verdient gesehen zu werden. Einer der Risalu, der zu der Brigade Baptist's, eines gebornen Portugiesen, gehörte, zeichnete sich durch eine bessere Mannszucht aus. Er theilte sich in drey, durch ihre verschiedenen Uniformen kennbare Kompagnien, und marschirte in Zügen mit einer kleinen Kanone an der Spitze.

Unser Marsch ging über prächtige Weitzen- und Gerstenfelder; die Ähren waren in voller Reife, uns galt es aber nicht mehr, als wenn es eine öde Sandwüste wäre. Die Mahratten zogen das Getreide aus und beluden sich und ihr Vieh damit, bisweilen machten die Risalus mitten in dem fruchtbarsten Acker Halt, und ließen ihre Pferde darauf weiden. Gruppenweise lagerten sich die Soldaten unter den Schatten großer Bäume und druschen daselbst das Getreide mit Stöcken aus. Den Gram breiten sie auf Strauchwerk oder dürre Stöcke aus, unter welche

Feuer angezündet wird; dann reiben sie die halbgerösteten Schoten mit den Händen und schleudern sie in die Luft, damit der Wind die Spreu wegführe. Das auf solche Art bereitete Bohnengericht hat einen guten Geschmack, der an den Geschmack der Kastanien erinnert.

Gosains.

Die Armee erhielt eine bedeutende Verstärkung von 1500 Gosains unter Kumpta-Gir, der an die Stelle des kurz vor meiner Reise verstorbenen Ram-Gir, das Kommando dieses größtentheils aus Reiterei bestehenden Korps erhalten hatte. Kumpta-Gir und Ram-Gir waren beyde Tschelas oder Schüler von Kuntschun-Gir, und dieser wieder ein Zögling des berüchtigten Himmut-Bahadur.

Die Gosains sind ein religiöser Orden hindostanischer Bettler, die sich an diesen oder jenen Anführer anschließen, und häufig, wie es namentlich mit denen unter Himmut Bahadur der Fall war, großes Vermögen zusammenraffen. Dann nehmen sie Tschelas

an und nennen sich Gurus oder Meister. Nach dem Tode des obersten Guru, geht seine Würde auf seine Tschelas nach der Anciennität ihrer Aufnahme, und mit Zurücksetzung der Tschelas des zweyten Guru, über. Werden sie zahlreich und wohlhabend, und nehmen sie militärische Dienste bey einem Fürsten, so erhält ihr Anführer den Titel Muhunt. In diesem Fall legen sie ihre bisherige Lebensweise und Kleidung größtentheils ab, und unterscheiden sich durch nichts mehr als eine Jutte, eine lange, wie ein Turban, oben um das Haupt gewundene Haarflechte, und durch die Orangefarbe Zeru, die bey ihrer Sekte einen Theil der Kleidung auszeichnet. Der Muhunt reitet gewöhnlich ein prächtiges Roß. Sein Turban ist mit einer golddurchwirkten Binde verziert, und seine Bewaffnung besteht in einem breiten Säbel und einer langen zugespitzten eisernen Pike. Als Soldaten sind die Gosains tapfer und treu; sie sind die einzigen Hindus, die ihre Todten zu begraben pflegen. Der Leichnam wird sitzend mit dem Stabe und Tombri, eine Kürbisart, Emblemen seiner Armuth, die man vor ihm legt, eingescharrt.

Ist die Truppe reich genug, so ehrt man sein Andenken mit einem Denkmal.

Sipoys. Aligols.

Die Sipoys sind lauter Bewohner von Provinzen der ostindischen Gesellschaft oder von Ude. In englischen Diensten zeichnen sie sich durch gute Ordnung und Mannszucht aus, nicht aber so in Diensten der Mahratten. Hier benehmen sie sich mit äußerster Frechheit, augenscheinlich ganz in Art des gemeinen Volks, das sich, wo es ungestraft geschehen kann, immer an seinen Gebietern zu rächen sucht. Eines Tages kam ich bey dem Lager der Sipoys unter Scindia vorüber und erstaunte, eine Menge dreyfarbiger Fahnen, längs der Linie aufgepflanzt zu sehen; viele kleine Lampen brannten vor diesen Fahnen, und rings um sie saßen Leute, welche Trommeln schlugen und Trompeten bliesen. Es ist dieß eine Art Verehrung, welche die eingebornen Truppen Indiens nach ursprünglicher Landessitte, ihren Fahnen erweisen. Ich erkundigte mich, wie diese französischen Revolutionsfarben, roth, blau und weiß, hierher kämen, und erfuhr, daß diese

Fahnen einem vormals in französischen Diensten gestandenen Korps Aligols gehörten. Sie hatten sie unter Perron erhalten und seitdem nicht wieder abgegeben. Die Aligols sind unregelmäßiges Fußvolk, das sich bewaffnet so gut wie es kann, und keine Mannszucht beobachtet. Größten Theils sind sie Mohamedaner. Ihr Name schreibt sich von ihrer Gewohnheit her, unter Anrufen des Propheten Ali den Feind in Gol, d. h. in Masse anzugreifen. Sie werden erbärmlich bezahlt, aber zur Entschädigung dürfen sie plündern wie und wo sie wollen.

Fouragierer.

Man kann sich von den Verheerungen, welche die Fouragierer der Mahratten anrichten, keine Vorstellung machen. Sie durchziehen die ganze Gegend, und alle Stunden sieht man einen Haufen solcher Kerls ins Lager zurückkommen und auf ihren Suttrus, eine Art Maulthiere, oder auf ihren Ochsen ganze Lasten grünen Getreides herbeyschleppen. Die armen Landleute werden aus ihren Wohnungen vertrieben und sehen sich genöthigt, in Kota oder in ein anderes Gebiet zu flüch-

ten, wo sie den Besuch der Mahratten nicht zu fürchten haben. Ich habe auf solche Weise ganze Familien, mit lauten Verwünschungen gegen Scindia und sein Heer, auswandern gesehen. Bisweilen rächen sie sich und heben einen Fouragezug, der nicht hinlängliche Bedeckung bey sich hat, auf. Die meisten Soldaten des Muha Raj haben Wunden aus solchen Scharmützeln aufzuweisen. Man geht aber bey diesen Plünderungen selbst mit einer gewissen Ordnung zu Werke. Die Korps zweyer Hauptanführer, Bapu Scindias und Jugu Bapus, wurden eigends verwendet, diese Art Kontribution in den verschiedenen Distrikten von Jypur einzutreiben. Man nennt diese Fouragierabtheilungen Tschuri-Facoj; sie sind leicht beritten, führen nur sehr wenig Artillerie bey sich, werden aber von Freund und Feind gleich gefürchtet.

Räubereyen.

Im Gebiete von Udipur fanden wir die Kühnheit und Gewandtheit der Diebe gewaltig von den einfachen Sitten des Landvolks

abstechen. Eines Nachts geschah, mitten im Bazar, ein verwegener Einbruch in einen Kaufmannsladen, wo eine bedeutende Summe baaren Geldes und viele Kostbarkeiten von hohem Werthe verschlossen waren. Die Räuber kamen mit Fackeln, gingen gerade nach dem bewußten Zelte, bemächtigten sich des beabsichtigten Schatzes, und schlugen sich durch die Menge durch, welche der Lärm herbeygezogen hatte; sie tödteten einige davon, verloren aber von ihrer Seite nicht einen Mann. Die Truppen rührten sich nicht von der Stelle und gaben den Kaufmann seinem Schicksale Preis. Ein Diener, der nach den Zelten des ersten Ministers gelaufen kam, um Hülfe herbeyzuholen, wurde unbarmherzig gegeißelt, weil man ihm zur Last legte, daß er durch seinen Lärm die Diebe noch hätte in diesen Theil des Lagers locken können. Die folgende Nacht wurde in unserm Lager ein Zelt ausgeraubt, wo 14 Hirkaros schliefen. Zwey von ihnen hatten ihre entblößten Degen neben sich liegen, und die Diebe bedienten sich dieser Waffen, um sich den Weg zu bahnen.

Jamdars oder Sauve-Garden.

Der Offizier, welcher das Lagerausstecken zu besorgen hatte, und längs den Ufern des Bunas einen schicklichen Platz dazu gefunden zu haben meinte, mußte auf die Gegenvorstellung eines Jamdars seinen Plan aufgeben. Letzterer war als Beschützer eines Gramfeldes, das nächstens geerntet werden sollte, ausgestellt. Diese Jamdars sind meist Kavalleristen, die man abgelegenen einzeln Dörfern oder bebauten Äckern zutheilt, um sie gegen die Verheerungen der Marodeurs in Schutz zu nehmen. Dieser Mann, der mit so viel Gewissenhaftigkeit seiner Pflicht nachkam, indem er nicht erlaubte, auf dem ihm anvertrauten Erntefelde einen Lagerplatz aufzuschlagen, machte nicht den geringsten Versuch, den Durchgang der Rinder, Pferde und Kamehle abzuwehren, weil dieses Falles in seinem Befehle nicht gedacht war; und so dauerte es nicht eine halbe Stunde, daß die ganze Ernte dennoch verloren war. Sind die Landleute nicht muthig genug, ihr Eigenthum selbst zu vertheidigen, oder hinlänglich reich, um ihren Beschützer zu lohnen, so macht sich

der Jamdar für seine Mühe selbst bezahlt und nimmt nach Gefallen, was ihm unter die Hände kommt, und das noch nicht genug: er versteht sich sogar mit seinen Freunden und drückt, wenn sie auf Plünderung herbeykommen, die Augen zu.

Hirkaros oder Eilboten bey den Armeen.

Man wählt dazu Männer von vorzüglicher Behendigkeit. Ihr Geschäft ist, daß sie Erkundigungen einziehen, zu Wegweisern dienen, Briefe und Botschaften weiter befördern. Sie kennen die Gegend aufs beste, jeden abgelegenen Pfad, jede Bergschlucht und jede Wasserfahrt. Ihre Brauchbarkeit ist so allgemein anerkannt, daß sie beynahe dieselben Vorrechte, wie die ehemaligen Herolde genießen; Straßen, die für andere Reisende äußerst gefährlich wären, bereisen sie, ohne im geringsten beunruhigt zu werden. Oft werden sie sehr weit gesendet und ihre Reise dauert mehrere Monate. Welchen Entbehrungen aller Art sie dabey sich unterziehen müssen, läßt sich nach dem Zustande des Landes beurtheilen, wo es keine öffentlichen Herber-

gen gibt, und die Einwohner mehrerer Gegenden von nichts als von Raube leben.

Dekan-Pferde.

Die Mahratten legen einen großen Werth auf die Pferde von Dekan, eine Race, welche aus dem Kreuzen arabischer Hengste mit den sehr kleinen Stuten des Landes erzeugt wird. Die Dekan-Pferde selbst sind nicht hoch, sie haben kurze Ohren, gedrängten Hals, kleinen aber schön geformten Kopf, und sehr feine Füße. Es sind gutmüthige Thiere, voll Feuer; in Ausdauer und Kraft sollen sie alle andere Pferde Indiens übertreffen. Ein solches Pferd, über dessen Abstammung man gewiß ist, kostet drey und vier tausend Rupien. Die Mahratten sorgen dergestalt für ihre Pflege, daß sie, wo die Mittel dazu da sind, mit Weitzenkuchen, gekochtem Reis, Zucker, Butter und andern Leckerbissen gefüttert werden.

Eine Mahrattenarmee auf dem Marsch. Mahrattenweiber.

Eine Mahrattenarmee auf dem Marsch bildet den groteskesten Anblick und die selt-

samsten Gruppen, die man sich denken kann, und zu keiner Zeit zeigt sich der Unterschied zwischen den Mahratten und den andern Hindus in Behandlung der Frauen auffallender.

Die Mahrattenweiber, die reiten können, sitzen mit unverhülltem Gesicht zu Pferde und gallopiren durch das Gedränge, kühn und ausdauernd trotz den Männern. Nicht selten sieht man einen Familienvater, umgeben von seiner Frau und seinen Kindern, alle wohl beritten, mit einem halben Dutzend männlichen und zwey oder drey weiblichen Domestiken, ebenfalls zu Pferde hinter ihm. Mehr als eine Frau sah ich graziös und geschickt, hinter ihrem Mann auf der Gruppe des galoppirenden Pferdes sich halten.

Im Allgemeinen aber sind die Mahrattenweiber außerordentlich häßlich und haben in ihrem Blicke, eine den anderen Hinduerinnen nicht gewöhnliche Frechheit. Ihre Kleidung bildet schlecht: sie besteht in einem langen Stück Tuch, Sari genannt, dessen eine Hälfte um den Leib gewunden und zwischen den Beinen durchgezogen ist, indeß sich die andere Hälfte nachlässig um das Haupt und über die Achseln drappirt, Bey reichen Frauen

ist das Sari eine dichte Gaze mit einer goldgestickten Bordure, in der Farbe entweder roth, blau oder grün; bey gemeinen Weibern besteht es aus dunkelfarbigem gedruckten Kattun. Unter dem Sari tragen Frauen von einem gewissen Range den Tschuli, ein seidnes Leibchen; beym Ausgehen einen Tschadur oder großen Schleyer, zuweilen auch einen Schawl, der sie vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt. Arme Weiber binden sich ihre Kinder in einem Sacke auf die Achseln und ziehen so mit ihnen ganz bequem einen ganzen Tag. Dieß thuen sie vorzüglich, wenn sie unterwegs niederkommen.

Doch müssen es schon äußerst arme Mahratten seyn, wenn sie weder einen Ochsen noch ein Maulthier zu ihren Diensten haben. Diese Tragthiere, welche Tuthus heißen, sind von kleiner Gattung, aber durch ihre Ausdauer sehr brauchbar. Man erstaunt, wenn man sie unter einer scheinbar erdrückenden Last so geschwind daher laufen sieht. Ihr Gepäcke besteht gewöhnlich aus dem Zelte und dessen sämmtlichem Zubehör, oben darauf sitzt die Frau ein Kind in dem Arm, und eine Ziege oder kleinen Hund vor sich aufgebunden. Im

Allgemeinen sind sie muckische Thiere, die, so bald sie ihrer Bürde ledig, sich unter einander stoßen und schlagen. In den Provinzen der ostindischen Kompagnie verwendet man sie zum Ziehen; man sieht sie oft mit einem Pferde zusammen vor ein unbehülfliches Kabriolet gespannt, in welchem sich, außer dem Kutscher, noch drey oder vier Personen schleppen lassen.

Die vierrädrigen Fuhrwerke der Mahratten, ihre Ruhts, werden immer von Ochsen gezogen: ihrer bedienen sich ausschließlich die Baih's, die Natschmädchen und Wechsler. Eine seltsame Figur machen bey solchen Zügen die Buniyas von Marivar; sie reiten zu zwey und zwey auf einem Kamehle, dessen stattliches wohlbeleibtes Aussehen den darauf sitzenden Herren nichts nachgibt.

Die Mahrattinnen sind Liebhaberinnen einer Gattung kleiner Hunde, die augenscheinlich französischen Ursprungs ist. Die Race mag durch die französischen Offiziere in Tippu-Saibs und anderer indischen Fürsten Diensten ins Land gebracht worden seyn. Man begegnet keinem Ochsen, keinem Kamehle, keinem Tuthu auf der Straße, das

nicht einen oder mehrere dieser kleinen Thiere mit aufgeladen trüge.

Auf einem unserer Märsche war ich Zeuge von der Gleichgültigkeit, mit welcher die gemeinen Weiber in ihren peinlichsten Lagen von den Mahratten behandelt werden. Ich sah neben der Straße eine Frau, die eben entbunden war. Sie gehörte zu dem Lager des Muha Raj, und war, als sie ihre Wehen empfand, zurückgeblieben; kein weibliches Wesen hatte ihr Beystand geleistet und sie hatte ihre Entbindung ganz allein verrichtet. Man bemerkte keine Verlegenheit an ihr. Hier und da blieben die Vorübergehenden einen Augenblick stehen, um das neugeborne Kind zu sehen, setzten aber dann ihren Weg fort, ohne zu denken, daß die Mutter ihres Beystandes bedürftig seyn könnte. Wahrscheinlich hat sich die Unglückliche, sobald sie wieder etwas zu Kräften gekommen, mit ihrer Bürde zusammengerafft, um das Lager wieder zu erreichen; und ist ihr dieß nicht möglich gewesen, so wird sie ihre Zuflucht in irgend eine Ortschaft genommen haben.

Ein anderes Mal sahen wir in geringer Entfernung von unserm Lager den Körper ei-

nes jungen Frauenzimmers liegen, das dem Anschein nach nur wenige Stunden erst vorher ermordet worden war. Sie hatte am Hals und auf der Brust tiefe Wunden und beyde Füße waren ihr abgeschnitten. Diese Verstümmelung hatte ohne Zweifel keinen andern Grund', als um ihre Ringe und andern Schmuck, den die Hinduerinnen an den Füßen tragen, auf das Schnellste in Sicherheit zu bringen. Ihre Kleider verriethen Wohlstand und waren unversehrt; sie mochte ohne Zweifel der Eifersucht eines Gatten oder Geliebten zum Opfer gefallen seyn. Jeder Vorübergehende wandte sich diesem scheußlichen Anblicke zu, im Ganzen aber war es nur eine flüchtige Empfindung, die er bey dem Mahratten erweckte; Niemand zeigte Erstaunen, und Niemand fand besondres Interesse, den Mörder ausfindig zu machen.

Was die Mahratten durch ihre Gleichgültigkeit gegen das schwächere Geschlecht, das alle ihre Mühseligkeiten und gefahrvollen Märsche mit solcher Beharrlichkeit theilt, verschulden, vergilt ihnen wieder die Hoffarth jener wenigen Glücklichern, welche die Gunst eines Fürsten oder Anführers von Rang ge-

nießen. So wurde ich eines Tages bey einem Spazierritte durch mehrere Cavalleristen von dem kürzesten Wege zum Lager zurück gewiesen, und dieß aus keinem andern Grunde, als weil in der Entfernung von etwa drey hundert Schritten die Gemahlinn des Muha Raj mitten im Fluß auf ihrem Ruht hielt und frische Luft schöpfte. Was aber mich hier zu einem bloßen Umwege nöthigte, setzte die ganze Armee in die Nothwendigkeit, ganze sieben Stunden in der brennendsten Sonnenhitze die Erlaubniß zum Abzuge abzuwarten.

Beynahe während der ganzen Zeit, daß ich Scindia begleite, haben wir nichts als flaches Land durchzogen. Vor-, rückwärts und zur Rechten begränzte bloß der Horizont unsere Aussicht, aber links erhob sich nordwestlich eine hohe Bergkette, welche die nördliche Gränze von Bundi und dem Rajput-Gebiet bildet. Wir sahen kaum eine Spur von Anbau, nirgends einen Baum, als in der Nähe einiger Ortschaften, die wir rechts ließen. Als wir aber unser Lager erreichten, fanden wir dasselbe in einem großen Dattelhaine, dem einzigen, den wir in diesem Theile von Hindostan sahen, aufgeschlagen. Dieß

gab für unsere Leute einen großen Schmaus ab: sie fällten diese Bäume der Herzblätter wegen, welche Gaba genannt, oben im Gipfel wachsen, und die roh oder gesotten einen Geschmack wie Artischocken haben. Auch kann man dem Baume einen wohlschmeckenden Saft abzapfen; die Frucht aber ist gänzlich ungenießbar.

Außerordentlich brauchbar und beynahe unerläßlich waren uns zum Fortschaffen der schweren Artillerie die Elephanten. Wenn eine morastige oder sonst unwegsame Gegend zu passiren war, so schlangen sie ihre Rüssel um den Schaft der Kanone und zogen dieselbe mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit durch. Einmal hatten wir einen steilen ganz bis zum Gipfel bewaldeten Hügel zu überschreiten; die einzige wegsame Straße war von der Artillerie eingenommen, und es blieb uns nichts anderes übrig, als uns durch diese Öde einen Durchgang zu schlagen. Unsere Elephanten bewerkstelligten dieß ganz vortrefflich, und die Leichtigkeit und Klugheit, mit welchen diese gelehrigen Thiere dabey vorgingen, war erstaunenswürdig. Sie setzten ihre Stirn gegen die Bäume, bis daß

sie dieselben so weit bogen, um mit den Vorderfüßen darauf treten zu können, alsdann kostete es ihnen nur noch einen Stoß, und Stamm und Zweige lagen zerschmettert vor uns und boten uns über sie hin einen freyen Weg. Diese verständigen Thiere sind beynahe die einzigen, welche man bey den indischen Heeren zum Zuge verwendet; alles kleinere Gepäck wird von den Kulis oder den Begars getragen.

Die Begars sind Lastträger, die zu Tausenden in einem Lager ihre Beschäftigung finden. Während den Rasttagen verkaufen sie Fourage und Holz, und auf dem Marsche tragen sie die Bagage der Officiere, von denen sie dafür bezahlt werden, wenn letztere gerade nicht Macht genug haben, es unentgeltlich von ihnen fordern zu können. Der Muha Raj braucht sie zuweilen zu Hunderten und läßt ihnen täglich eine gewisse Quantität Brot zutheilen, das sie und ihre Familien freylich nicht ganz ernährt, aber doch eine große Unterstützung für sie ist.

Festungen. Belagerungsart.

Das Fort Kundhar gehört zur Provinz

Jypur und ist vor ungefähr 80 Jahren von einem der Rajahs dieses Landes erbaut worden. Die Hindus halten es für uneinnehmbar. Es fragte mich einer im größten Ernste, ob ich glaube, daß es aus der Ebene zu beschießen wäre. Doch hat mir geschienen, daß diese so gepriesene Festung aus nichts als aus einem Erdwall besteht, über dem in gewissen Entfernungen Thürme und kleine Warten hervorragen. Dieser Wall läuft um die Spitze eines Berges und kann eine halbe englische Meile im Umkreis haben. Der Felsen ist sehr steil, und darin mag wohl die Hauptstärke des Platzes bestehen. Der Zugang ist durch sieben Thore gesperrt, ehe man die Hauptfestung auf dem Gipfel des Berges erreicht. Jedes Thor steht unter einem Kiludar, der ganz unabhängig von den andern ist, ob einer davon gleich oberster Befehlshaber betitelt wird. Sie stehen insgesammt unter dem Kommandanten von Runtambor, eine Würde, die gewöhnlich einer der ersten Offiziere des Rajah bekleidet.

Diese Festung Runtambor liegt mitten in den Arrabarischen Gebirgen und gilt für den festesten und wichtigsten Platz in Hin-

dostan. Wenn die Jypurianer davon sprechen, so nennen sie dieselbe das Riesenwerk, und man würde von ihnen für einfältig gehalten werden, wenn man nur fragen wollte, ob sie einzunehmen wäre. Sie soll auf sieben äußerst steilen Bergen liegen und nur einen einzigen Zugang haben. Diesen Zugang sperren sieben Thore, jedes von einem Kiludar befehligt, deren Paß und Unterschrift unumgänglich nothwendig ist, um nach oder aus der Festung zu kommen.

Die Belagerung von Dani, der ich mit Scindia beywohnte, schien eine außerordentlich leichte Unternehmung; der Erfolg aber zeigte, daß man sich betrogen hatte. Nach fehlgeschlagenem Plan einer Überrumpelung, schloß Scindia den kleinen Platz ganz enge ein. Eine Vorpostenlinie mit Batterien stand auf drey Seiten, sperrte jeden Zugang. Eine dieser Batterien stand auf einem Felsen, der den Platz beherrscht und ein Sechspfünder, der gut geleitet worden wäre, hätte die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandeln können. Doch schien die Besatzung nicht im geringsten muthlos gemacht und der Parlamentair, der sie aufforderte, erhielt zur Ant-

wort: „sie böten dem Muha Raj Trotz und wären entschlossen, mit ihren Mauern zu stehen oder zu fallen." Diese Erklärung war um so verwegener, als wirklich in dem ganzen Platze nicht eine einzige Kanone vorhanden war. Die drey Batterien der Belagerer unterhielten eine ganze Nacht durch ein starkes Feuer, setzten es noch den folgenden Tag fort, und fingen erst am Abend an zu schweigen.

Den dritten Tag sprengte man eine Mine; allein Baptist, dem anfänglich die Belagerungsarbeiten anvertraut waren, mußte sich aus dem Lager ziehen, um einen Aufruhr zu dämpfen, der unter seinen regelmäßigen Truppen ausgebrochen war. Das Feuern dauerte in Zwischenräumen noch drey Tage fort, jedoch ohne merklichen Erfolg. Die Breschen, welche über Tags gemacht wurden, besserte die Besatzung in der Nacht wieder aus, da es weiter nichts brauchte, als neue Erde herbeyzuschaffen. Im kurzen schickte die Besatzung selbst einen Parlamentair, dessen Unterhandlungen aber nicht zur Reife kamen. Tags darauf suchte ein fanatischer Fakir den ersten Minister Scindias, Surji Rao in den Laufgräben auf, und versprach ihm die Ein-

nahme des Forts, gegen eine gewisse Belohnung, zu verschaffen. Man sagte ihm im Fall des Erfolgs eine beträchtliche Summe zu. Der Fakir schritt unter Anrufung des Propheten Mahomed gegen die Mauer vor, unglücklicher Weise aber traf ihn eine Kugel an das Bein; man brachte ihn nach dem Lager zurück, und er hörte nicht auf unter Wegs zu schreyen, daß sein Blut auf das Haupt des Surji Rao fallen werde. Der Minister, voll Angst, sich einer solchen Verantwortlichkeit ausgesetzt zu sehen, ließ zur Pflege und Wartung des Verwundeten ein eigenes Zelt errichten, und befahl, es ihm an nichts mangeln zu lassen. Von dieser gefälligen Fürsorge zog der Fakir nach Möglichkeit Nutzen: er ordnete die wohlbesetztesten Tafeln an und ließ auf Kosten des Ministers die schönsten Tänzerinnen kommen, damit es ihm während der ganzen Dauer seiner Krankheit nicht an Unterhaltung fehle.

Fünf Tage später, den 28. März, machte die Besatzung gegen eine neu errichtete Batterie einen Ausfall, vertrieb die Truppen, welche dieselbe vertheidigen sollten, und nahm zwey Kanonen weg, konnte aber nur

eine einzige davon in den Platz bringen. Man führte dieses Stück auf die Mauern, und ließ es den folgenden Tag mit solcher Wirkung spielen, daß sich ein Theil der Armee, der um einen Teich lagerte, in aller Eile von dem Platze zurückziehen mußte. In der Nacht vom 30. suchte man die Batterien den Mauern näher zu bringen; ein Ausfall der Besatzung aber schlug die Belagerer mit Verlust zurück.

Um diese Zeit wurden zehn Männer entdeckt, die als Bihischtis oder Wasserträger verkleidet, in ihren Wasserschläuchen Pulver in das Fort einschwärzen wollten.

Einen neuen Ausfall machte die Besatzung in der Nacht vom 5. April, tödtete oder verwundete etwa 20 Mann von den Belagerern. Sie hatte Abends zuvor eine Verstärkung von hundert Mann erhalten, denen es geglückt war, in den Platz zu kommen, so eng er auch eingeschlossen war. Jeder hatte eine gewisse Menge Pulver, Bley oder Opium mitgebracht; das Letztere ist zur Entschädigung aller Entbehrungen und zur Stärkung des Muthes dem Rajput-Soldaten eben so nothwendig, als die beyden andern Artikel.

Dieß waren also die Fortschritte, welche ein mächtiger Mahrattenfeldherr während ganzer 25 Tage bey der Belagerung eines Platzes machte, den vier Compagnien Sipoys mit einem einzigen Feldstück in vier und zwanzig Stunden erobert haben würden.

Der Muha Raj war über die ganze Sache im höchsten Grade aufgebracht, weil er sie, und zwar nicht mit Unrecht, als äußerst entehrend für seine Waffen ansah. Sein Zorn traf hauptsächlich den Surji Rao und Mamma; keiner von beyden getraute sich während drey oder vier Tagen im Durbar zu erscheinen. Letzterer befehligte die Batterie, wo eine Kanone genommen wurde; noch eigentlicher aber war Surji Rao an diesem Verluste Schuld. Er war in einer völligen Betrunkenheit in die Laufgräben gekommen und hatte sich nur mit wenigen Begleitern so nahe an die Mauern gewagt, daß ihn die Besatzung, so wie sie ihn gewahr wurde, angriff und bis zur Batterie verfolgte. Es war dieser Minister ganz einzig dem Trunke ergeben; durch seine Ausschweifungen zu Grunde gerichtet, nahm er, wie es unter den hindostanischen Großen gebräuchlich ist, zu Allem seine Zu-

flucht, was sein erschöpftes Feuer wieder anfachen konnte. Sein Tisch war alle Tage mit jungen Tauben und Ziegenfleisch in gewürzigen Brühen besetzt, und das Weibchen oder die Königinn der weißen Ameisen, die für ein sehr erhitzendes Gericht gilt, wurde für ihn allenthalben und mit großen Kosten aufgesucht. Eine von Surji Rao's Grillen war, sich, sogar bis auf den Hut, ganz europäisch zu kleiden und in diesem Aufzuge an der Spitze seiner Truppen zu erscheinen. Er lebte in gänzlicher Abhängigkeit einer Concubine, Namens Juwahir, die ihn dermaßen beherrschte, daß er kaum ohne sie leben konnte. Sie theilte sein Zelt und ließ sich ihm allenthalben im Palankin nachtragen; ihr Gefolge war bey weitem zahlreicher als das ihres würdigen Liebhabers.

Alle Welt sah dem Ausgange der Belagerung von Duni mit Ungeduld entgegen. Das Lager war schlecht mit Wasser versehen, es konnte nicht anders als durch Quellgraben im Sande gewonnen werden, und dieß gab wenig aus. Der Abgang eines so dringenden Bedürfnisses ist zu allen Jahreszeiten eine Plage, war es aber hauptsächlich in der Zeit, wo

die Belagerung Statt fand. Das Wasser war so warm, daß es sich nicht trinken ließ, wenn es nicht vorher gekühlt war. Man bedient sich dazu der Taltis, einer Art Vasen, nicht von Erde, wie die ägyptischen Bardaken, aber von derselben Wirkung. Sie sind aus den Wurzeln eines Grases, das Kut heißt, wasserdicht geflochten, und in dem ein Theil der Flüssigkeit verdünstet, kühlt der Rückstand ab.

Die Fourragierer wurden außer dem Lager unaufhörlich von den Minas, einem Bergvolke, angefallen, und verwegenes Diebsgesindel drang beynahe alle Nächte bis in die Bazars. Die ewigen Anfälle der Minas zwangen die Mahratten zu einer Art Manuszucht oder lehrten sie wenigstens, immer auf ihrer Hut zu seyn. Sie wußten endlich nichts anders zu thun, als alle Morgen ein starkes Corps Reiterei mit einigem Geschütz ausrücken zu lassen, um die Fourragierer zu schützen.

Eine andre Classe, welche die Länge der Belagerung herzlich überdrießig wurde, waren die Kaufleute der Bazars, denen die ganzen Unkosten der Laufgräben und der Errichtung der Batterien zur Last fiel. Wer einen

Kaufladen besitzt und zu den Ausgaben nicht beysteuern kann, muß selbst mit arbeiten. Braucht man Holz zu den Laufgräben oder Schanzen, so muß jeder Kaufmann ein Kamehl zum Transport stellen. Das Eintreiben der Kriegsgelder hat der Fazil Khan zu besorgen; er bezahlt dieses Vorrecht dem Muha Raj mit einer beträchtlichen Summe.

Eine neue Plage, welche die Mahratten während der Belagerung von Duni heimsuchte, waren die Blattern. Der Muha Raj, der für das Leben seiner Tochter Tschunna Baih zitterte, ließ den englischen Residenten bitten, ihm so schnell als möglich Kuhpockengift zu verschaffen. Man ließ daher die mit dem Gift befeuchteten Lanzetten durch Post von Agra kommen, und meldete ihre Ankunft dem Scindia. Dieser aber zeigte die Sorglosigkeit und den Argwohn eines wahren Mahratten; er dachte mehrere Tage nicht an das Gift und endlich war seine Tochter von der Ansteckung ergriffen. Zweymal bin ich, während ich um Scindia war, Zeuge gewesen, daß er das Kuhpockengift verlangt und doch keinen Gebrauch davon gemacht hat.

Die Festung Duni, welche in den Jahr-

büchern der Mahratten berühmt werden wird, ist einer der neun festen Plätze, die zu dem Purgunu oder Tod-Ha-Gebiet gehören. Dieses Gebiet hat Tschand-Sing, ein naher Verwandter des Rajah von Jypur in Pacht. Es begreift hundert und dreyßig Ortschaften; in alle offenen Städte hat Scindia seine Thanas oder Vorposten gelegt, der befestigten Plätze aber hat er sich lange keines bemächtigen können.

Die Einkünfte dieses Purgunu belaufen sich auf vier Lak Rupien; das angränzende Purgunu von Mulpura ist von gleichem Umfang und Erträgniß, und ward vor mehrern Jahren von Bapu Scindia in Besitz genommen, als er dem Rajah von Jypur gegen Judpur Hülfstruppen zuführte.

Eines Morgens bestieg ich eine kleine Anhöhe, von wo aus ich die Festung Duni, die Laufgräben und alle Belagerungsarbeiten recht mit Muße überschauen konnte. In meiner Nähe beluden einige zum Park gehörige Mahratten einen kleinen Karren mit runden Kieseln. Ich fragte, was damit geschehen solle, und erhielt zur Antwort, daß diese Steine statt Bley und Kugeln zur Ladung

der Grupchat, einen außerordentlich großer Kanone, dienen sollten. Es kommen auf 18 Pfund Pulver zwey Ladungen zusammen in die Kanone, und man stellt sie unter 70 Grad. Solcher Gestalt spie der Grupchat einen wahren Steinhagel auf die Belagerten und die Dächer der Gebäude, ohne daß jedoch der Erfolg die Unkosten und Mühe aufwägt, welche das Weiterschaffen einer so unbehülflichen Masse erfordert.

In der Nacht vom 7. April machte die Besatzung einen neuen Ausfall gegen die Laufgräben, der von beyden Seiten mehreren Leuten das Leben kostete. Indeß fing man in dem Platze an von Tag zu Tag mehr die Wirkung des Beschießens zu fühlen. Es sanken so beträchtliche Strecken der Mauern zusammen, daß zu ihrer Ausbesserung die Nacht nicht mehr hinreichte, und die Belagerer hofften binnen kurzer Zeit die Bresche gangbar zu erblicken. Zur Aushülfe ihrer Vertheidigung brachte die Besatzung den ganzen 8. April damit zu, daß sie längs der am meisten beschädigten Seite einen Graben aufwarf. Scindia nahm noch Abends selbst seine Batterien in Augenschein und stieß gegen seine

Officiere die heftigsten Schmähungen aus, daß sie jene Arbeit nicht mit den Kugeln des Geschützes hintertrieben hatten. Seit dem unglücklichen Vorfall vom 28. März wurden die Kanonen alle Abende aus den Schanzen geführt und mit Anbruch des Tages wieder an ihre Stelle gebracht. Morgens geschah ein neuer Ausfall und die Palissaden und Schanzarbeiten im Norden des Platzes brannten, da sie aus dürren Reisern bestanden, in einem Augenblick nieder. In Verzweiflung über diesen Unfall ließen die Belagerer in ihren Unternehmungen immer mehr nach und das Feuern hörte den 16., in Folge der Ankunft eines Botschafters von Jypur, gänzlich auf. Den folgenden Tag war das Beschießen wieder heftiger als je, und dauerte selbst — was bey den Mahratten unerhört war — während zweyer starken Regengüsse ununterbrochen fort. Den 19. wurden alle Fahnenstangen des Heeres zu Sturmleitern aufgeboten, wiewohl es nur eine Prahlerey war, um auf die anzuknüpfenden Unterhandlungen einzuwirken. Den 25. endlich hörten die Feindseligkeiten von beyden Seiten auf; es trat zwischen der Besatzung und den Belagerern ein freund-

schaftliches Vernehmen ein, und erstere erhielt sogar die Erlaubniß, in den Bazars des Lagers Lebensmittel einzukaufen.

Die Friedensunterhandlungen kamen zu Stande, und der Platz Duni ward darin eingeschlossen. Unter andern wurde auch die Zurückgabe jener Kanone bewilligt, welche bey der Batterie des Mamma verloren gegangen war. Die Belagerten hatten sich während der letztern Zeit dieses Feldstücks nicht bedienen können, da ihnen darin eine Kugel, durch eine verkehrt eingestoßene Patrone stecken geblieben war und sie diesem Versehen nicht abzuhelfen wußten.

Als der Frieden ausgerufen war, wurden die ersten Wechsler des Lagers aufgefordert, die Bezahlung der Kriegssteuern zu verhandeln. Der Rajah bekam 17 Lak Rupien in drey Terminen zur Zahlung. Funfzehn Lak allein fielen dem Sirkar zu, die übrigen zwey gehörten den Ministern und Vornehmsten am Hofe. In den öffentlichen Friedensartikeln war zwar nur von einem Lak zu diesem Behufe die Rede; das zweyte Lak aber war Gegenstand eines geheimen Artikels. Scindia seiner Seits versprach alle Truppen

aus dem Gebiete von Jypur zurückzuziehen, und vor einem vollen Jahre keinen Einfall wieder zu unternehmen.

So endete sich jene berühmte Belagerung, an welche die Mahratten nicht ohne Scham und Verdruß denken können, wenn sie in Erwägung ziehen, welche Kräfte ihnen unter Scindia zu Gebote standen.

Das Gebiet von Jypur ist bevölkert und leicht zu vertheidigen. Wir haben schon erwähnt, daß es mehrere Festungen hat, die für uneinnehmbar gehalten werden; außerdem zählt es in seiner ganzen Ausdehnung eine Menge Forts, die mehr oder minder befestigt sind, und jedes Dorf beynahe hat eine Einfassung von einer Mauer und einem Graben. Was die Einwohner gegen einen feindlichen Einfall zu leisten im Stande sind, haben wir an dem Beyspiele Duni's gesehen. Dennoch war Scindia bis in das Herz des Landes vorgedrungen, unbekümmert, daß ihm die Festung Runtambor und Nueja-Schahur, die zweyte Stadt des Reichs, im Rücken blieben; er ließ sie weder berennen, noch erfuhr er, was viel seltsamer scheinen möchte, die geringste Beunruhigung von Seiten der Besa-

stzungen dieser Plätze. Jener, sonst unerklärliche militärische Fehlgriff, mochte sich auf ein verrätherisches Einverständniß des Muha Raj mit dem Jiwun-Ghela, oder Befehlshaber dieser Plätze stützen. Aufruhr und Verrath sind so gewöhnliche Verbrechen in Indien, daß man sich gar nicht wundert, einen öffentlichen Staatsdiener in solchem Verdachte zu sehen.

Artillerie.

Scindia besaß in Allem sechs und sechszig Kanonen, sieben und zwanzig nämlich in seinem Park, und darunter zehn von großem Caliber; siebenzehn befanden sich bey der Brigade von Jakob, und vierzehn bey der von Baptiste. Alle diese Kanonen waren von verschiedener Größe, wenige aber möchte man rücksichtlich der Stärke einem englischen Sechspfünder gleich schätzen können. Außerdem gab es acht kleine Feldstücke, die auf Rädern ruhen und deren jedes mit ein Paar Ochsen bespannt wird.

Der Jinsi oder Artillerie-Park hatte folgende Einrichtung: Fünfhundert Aligols, hundert Nagas oder Utits. Neben ihnen

zählte man über vier tausend Ochsentreiber, Kulis oder Träger, Bindars oder Schanzgräber und Kulasis, welche bey den Arbeiten im Innern des Lagers gebraucht werden. Ein Officier, Daraghu-Jinsi genannt, hat die Aufsicht über die Magazine, das Zeughaus, die Wagen und die Bespannung; er befehligt auch die Aligols und Nagas. Ein anderer, der Daraghu der Artillerie, befehligt die eigentlichen Kanoniere oder Golundaz und die Laskars, ihre Handlanger. Ein dritter führt die Aufsicht über das Ganze, er kauft Vorrath, zahlt den Sold u. s. w.; alle Artikel haben aber einen bestimmten Preis, an den er gebunden ist.

Klima.

Die Nähe des Äquators und die hohen Gebirge, welche die Mahrattenländer durchziehen, verrathen, daß es in denselben nur zwey Jahreszeiten, Sommer und Winter, oder genauer gesprochen, die trockene Zeit und die Regenzeit gibt. Übrigens bemerkt man eine bedeutende Verschiedenheit des Klima, je nachdem man in der Ebene oder in den Gebirgen reiset. Als wir von den Ufern

des Bunas abgezogen waren, kamen wir in eine ganz ausgetrocknete dürre Wüste. Die zwey oder drey erbärmlichen Cisternen, die unsern ersten Durst mit einem faulichten Wasser stillten, waren so bald ausgeschöpft, daß wir mit sammt unserm Vieh zu erdursten Gefahr liefen. Nach langem Herumirren endlich entdeckten wir einen Teich mit klarem, süßen Wasser; er war mit den schönsten Wasservögeln, die mir je zu Gesicht gekommen, überdeckt. Ehe es aber Abend wurde, war das ganze schöne Wasser, von der Menge Menschen und Thiere, die sich darin getränkt und gebadet hatten, in einen Schlammpfuhl umgewandelt.

Gegen Mitte des July befanden wir uns über und über in der Regenzeit; der ganze Boden bedeckte sich mit einem grünen Rasenteppich. In dieser Jahreszeit haben die Haupt-Sundars eine seltsame Gewohnheit. Finden sie eine große Wiesenfläche, wo das Gras recht hoch steht, so eignen sie sich dieselbe zu, und besetzen sie mit Wachen, die Niemand andern darauf fouragieren lassen. Diesem Gebrauche hatten wir zu verdanken, daß wir uns öfters mit mehr Mühe das nöthige Gras

für unsere Pferde verschafften, wenn dasselbe in Überfluß wuchs, als wenn es selten war. Im Sommer ist die Atmosphäre mit elektrischer Materie überladen. Ich machte darüber eine Bemerkung, die mich überraschte. Es war mehrere Tage hinter einander eine äußerst heiße trockene Witterung gewesen, als ich eines Nachts erwachte, und rings um mein Bette ein schwaches Licht beobachtete, das ich für Mondschein gehalten haben würde, wenn ich mich nicht vom Gegentheil überzeugt hätte. Mein Erstaunen wuchs, als ich mit der Hand über das Oberleintuch fuhr und bey jeder Bewegung Lichtfunken aus meinen Fingern springen sah. Ich rief einen Bedienten, der neben meinem Zelte schlief, und ließ ihn dieses Phänomen gleichfalls beobachten. Aus dem untern Leintuche aber konnte ich keine Phosphorescenz ziehen.

Kein Volk ist empfindlicher gegen Kälte und Regen als die Eingebornen Indiens. Im Winter haben sie ganz mit Baumwolle gefütterte Kleider; sie hüllen sich, je nachdem es ihre Mittel erlauben, ganz in Kaschemir-Shawls oder wollene Decken ein. Die Allerärmsten werfen sich einen groben Mantel

über die Schultern, der ihnen nicht einmal bis auf die Lenden geht; es ist erbarmungswürdig, sie in diesem Zustande zittern und klappern zu sehen. Sich durch Bewegung des Körpers zu erwärmen, lassen sie sich nicht beykommen; ihre einzige Zuflucht ist ein ärmliches Feuer, um das sie sich herandrängen. Fällt ein plötzlicher Regen ein, so gerathen sie völlig außer sich. Gegen Mitte Octobers sind zwar die Tage noch sehr heiß, aber die Abende und Morgen außerordentlich angenehm. Man begann jetzt die Feldarbeiten; die Körner- und Baumwollenernte war kaum drey Wochen vorüber, so waren schon alle Felder wieder umgeackert und mit Weitzen, Gerste oder andern Getreidearten besäet.

Ackerbau. Nahrungsmittel.

Der Pflug der Indier ist eben so einfach, wie alle ihre übrigen Geräthschaften und Verrichtungen. Die Säemaschine besteht in einem Stück Bambus von zwey Fuß Länge, das an dem einen breiten Ende gespalten ist und ein Stück Leder in Form eines Trichters faßt. Diese Maschine ist hinter dem Stecken des Pflugs befestigt. In der weiten Öffnung des

Trichters hält der Ackersmann seine mit Körnern gefüllte linke Hand, mit der er auch den Pflug regiert, in der rechten führt er das Leitseil und den Stecken, womit er die Ochsen antreibt. Für einen Pflug ist nicht mehr als ein Mann und ein Paar Ochsen erforderlich. Der Mann könnte den ganzen Tag ununterbrochen arbeiten, wenn die Thiere nicht gegen Mittag ausruhen müßten. Auf diese Weise werden die Furchen regelmäßig gezogen und die Körner gleichmäßig gesäet. Ist man mit dem Säen zu Stande, so wird der Acker mit einem sogenannten Muih übergangen, einem großen Stück Holz, auf das sich zwey Menschen setzen und welches von vier Ochsen gezogen wird; es dient die groben Erdklöse zu zerstoßen und die Körner zu decken. Damit ist jedoch die Arbeit des Landmanns noch nicht zu Ende: er geht noch einmal über sein Feld und sammelt mit Karsten, die denen in England gebräuchlichen vollkommen ähnlich sind, die großen Erdschollen in aufgeworfenen Furchen, zwischen welche man die Bewässerung leitet. Dieß geschieht aber nicht eher, als bis die Saat einen Monat schon aufgegangen ist. Das Wasser wird aus Brun-

nen, oder an den Flüssen gegrabenen Weihern mit Kettenpumpen gezogen, deren Maschinerie eben so roh, als leicht zu handhaben und ausgiebig ist. Ist das Getreide reif, so wird es mit Sicheln geschnitten, eingeführt und in großen Haufen aufgestellt. Alsdann streut man es auf die Tenne und läßt es durch Ochsen austreten. Die Landleute dieser Provinzen sind minder träge als die in den andern Theilen Indiens; aber ihre Mühe wird durch keine so reiche Ernte belohnt: dieß liegt vielleicht in der Menge Salpeter, womit der Boden geschwängert ist.

Es wird bey den Mahratten Reis gegessen, aber ihre gewöhnliche Nahrung ist Weitzenbrot. In ganz Indien wird dieses Brot in Kuchenform, auf einer convexen eisernen Platte gebacken, auch dient die concave Seite dieser Platte, um darin das Brot in Butter zu rösten. Das Feuermaterial ist Holz oder Kuhmist. Alles Getreide was im Lager verzehrt wird, wird von Weibern gemahlen, die hierzu eine sehr einfache Mühle, nämlich zwey runde platte Steine von ungefähr funfzehn Zoll Durchmesser brauchen. Diese beyden Steine sind durch einen Zapfen mit ein-

ander verbunden; um den sich der obere mittelst einer Handhabe herumdrehen läßt. Das arme Weib sitzt mit ihrer Mühle auf der Erde, und mahlt, wenn es fleißig ist, an einem Tage bey vierzig bis fünfzig Sihrs Mehl. Die Bedienten und andern armen Leute, welche ihre Weiber bey sich im Lager haben, sehen es als einen Nebenverdienst an, den ihnen letztere in müßigen Stunden durch diese Beschäftigung erwerben müssen. Eine fleißige Arbeiterinn in diesem Geschäfte geht gewöhnlich noch vor Tagesanbruch dazu, und wenn einem in einem Mahrattenlager die Schlaflosigkeit plagt, so kann man darauf rechnen, zwey oder drey dieser Weiber in seiner Nähe zu hören, wie sie sich bey ihrer Arbeit mit einem Gesange begleiten, der, wenn er auch nichts ausgezeichnet Schönes hat, doch wenigstens keinesweges das Ohr beleidigt.

Den Transport des Getreides von einem Orte zum andern haben die Bunjaras über sich. Sie reisen gewöhnlich in großen Scharen unter der Leitung eines Anführers, und halten sich zu besondern Armeen und an gewisse Plätze. Überall nehmen sie ihre Wei-

ber und Kinder mit sich, im Übrigen aber belästigen sie sich nicht mit vieler Bagage. Ihre Zelte bestehen aus einem Stück grober rother Leinwand, das sie über eine Stange spannen, und worunter sie sich und ihr Getreide bey schlechter Witterung trocken legen. Wenn sie nächtliche Rast halten, so binden sie ihre Ochsen in zwey Reihen an ein langes Seil, und bey schönem Wetter verzäunen sie sich mittelst ihrer Päcke und der Sättel von den Lastthieren gegen die Wölfe, Schakals und andere Raubthiere, auch wohl zuweilen selbst gegen die Diebe. Die Bunjaras gehören beynahe alle zu den untersten Classen der Hindus; es gibt sehr wenige Muhammedaner unter ihnen. Sie sind ein gutwilliger gesitteter Schlag Leute. Man setzt in ihre Redlichkeit ein solches Vertrauen, daß ihnen die Kaufleute, welche sie in Dienst nehmen, bisweilen große Summen Geldes zum Getreideeinkauf übergeben. Da sie und ihre Dienste so allgemein brauchbar sind, so genießen sie in Kriegszeiten persönlich und rücksichtlich ihres Eigenthums stets einer besondern Achtung. Und wie könnte es bey einem so nüchternen und mäßigen Volke, als die Mahrat-

ten sind, auch anders seyn, als daß diejenigen, die ihnen das nöthige Getreide zum Lebensunterhalt verschaffen, besonders schonend behandelt werden.

Die Mahratten sind bey der Tafel sehr genügsam; sie essen zwar Fleisch, haben aber sonst keine ausgesuchten Speisen. Auch läßt sich ihnen kein unmäßiger Hang zu geistigen Getränken vorwerfen; einzig das Opium wird bey ihnen in großer Menge verbraucht. Man bezieht es aus der Provinz Behar, dem Lande, wo gewiß in der Welt der meiste Mohn gebaut wird. Doch ist das indische Opium nicht so fein als das persische. Wie leidenschaftlich die Indier dasselbe lieben, kann man sich kaum vorstellen. Wir hatten in unserm Lager einen vornehmen Gast, einen Takur von Judpor, der die Gesandten dieses Staats begleitete, und bey uns blieb, um sich von einer äußerst peinlichen Entkräftung zu heilen, die er aber durch seinen unausgesetzten Genuß von Opium nur noch verschlimmerte. Seine Zelte befanden sich den meinigen gegen über, und so lange er da war, konnte ich mehrere Stunden des Nachts kein Auge zuthun, weil er Schmer-

*

gens halber, und des in Übermaß genossenen Opiums wegen an Schlaflosigkeit litt, und sich durch Concerte einer Musikantentruppe die Zeit vertreiben ließ.

Nicht genug, daß sich die Indier ganz gegen unsere Vorstellungsweise des Opiums als Ergetzungsmittel bedienen, so erfuhren wir auch, daß sie den rohen Arsenik, jenes schreckliche Gift, als Medicament anwenden. Ein vornehmer Mahratte hatte seinen Neffen, den er besonders liebte, verloren, und alle Anzeigen sprachen bey diesem Todesfalle für eine Vergiftung. Eines Tages wurde ein Papier, das noch einige Überbleibsel von Medicamenten enthielt, die der Kranke genommen hatte, dem Hauptmann E . . . gezeigt, um sein Urtheil darüber zu hören. Er vermied jedoch, seine Meinung von sich zu geben, und entschuldigte sich mit seiner Unkenntniß. In der Folge aber untersuchte ein anderer Officier das Pulver, und erkannte es für eine Mischung von Queckfilber und rohem Arsenik, den man hierlandes Sportal nennt. Unstreitig hatte ein einheimischer Arzt dieser Mischung eine heilende Kraft zugetraut.

Sitten und Gebräuche.

Kasteneintheilung.

Die Mahratten lassen sich in zwey Haupt-Classen eintheilen. Die erste besteht ganz aus Braminen; die zweyte begreift beynahe alle niedern Kasten der Hindus, insbesondere aber die Ahirs oder Hirten, und die Kurmihs oder Ackerleute. Die Braminen der Mahratten gehören alle zu der Secte des Bischn, und heißen deßhalb auch Bischnus; sie essen kein Fleisch. Ihr Unterscheidungszeichen ist ein sehr hoher, eigends gefalteter, gewöhnlich weißer Turban. Sie tragen lange Dotis von Musselin, die bis auf die Fersen herabgehen. Nur bey feyerlichen Gelegenheiten, wo die Hofetiquette es verlangt, zeigen sie sich in langen weiten Hosen von Goldbrocat; dazu haben sie einen weißen Rock, Unga genannt, der bis an die Knie geht; über die Schultern werfen sie nachlässig einen Shawl, oder wenn es sehr heiß ist, auch nur eine Schärpe von Gaze oder Musselin; diese Schärpe heißt Sela. Keine Classe der Mahratten trägt einen Gürtel um die Lenden.

Die verschiedenen Kasten der zweyten Classe haben, rückſichtlich ihrer Nahrung, weit weniger Vorurtheile, als die andern Hindus, und weigern ſich gar nicht, Fleiſch zu eſſen, wo ſie es haben können, wenn es nur kein Ochſenfleiſch iſt. Sie halten ſehr viel auf Geflügel und Zwiebeln, welche beyde in dem übrigen Hindoſtan ein Gräuel ſind. Ihre gewöhnlichſte Nahrung aber beſteht in Kuchen von grobem Mehl, die Bajru heißt, und auf einem eiſernen Ofen gebacken wird; neben dieſen eſſen ſie auch Erbſen mit Salz und Pfeffer gekocht, oder den Kurhi, einen Brey aus Erbſenmehl und ſaurer Milch.

Ihre gewöhnliche Tracht iſt ein platter Turban auf dem Kopfe, ein Sela über die Schulter und ein Paar enge Beinkleider, die bis auf die Knie gehen, und Gutinnes heißen. Wenn ſie eine Jacke tragen, was jedoch, außer im Winter, ſelten geſchieht, ſo iſt ſie kurz, von grobem Zeug und immer von Oliven-Farbe. Ihre Ohren zieren ſie gern mit kleinen Goldringen, und, wer die Mittel hat, trägt um den Hals eine kleine ſilberne, wie eine Schnur geflochtene Kette.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

Jeder Mahratte führt einen Degen, und gemeiniglich einen Schild; zu Pferde sind sie mit einer Luntenflinte oder einer langen Lanze, Bula, bewaffnet.

Ich erwähnte schon, daß die Mahratten wenig Sinn für die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens haben; eben so haben sie keinen Begriff von Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an ihr Oberhaupt. Mit diesem befinden sie sich in immerwährendem Streite, und dieß zwar um nichts, als des Soldes willen. Ihre Fahnen zu verlassen, gilt ihnen für ein bloßes Spiel; mit größter Gleichgültigkeit treten sie heute zu dem Gegner ihres Fürsten über, und kehren morgen zu diesem wieder zurück, wenn er ihnen Versprechungen machen läßt, die sie wieder an ihre Pflicht locken.

Diese Stimmung entspringt vielleicht aus ihrer nomadischen Lebensart. Sie haben keine andere Heimath als ihr Lager, keinen andern Erwerb als ihren Sold und Beute, und so wird immer der Feldherr, der ihnen das beste Loos verspricht, derjenige seyn, unter dessen Fahnen sie sich am liebsten vereinigen.

Aus keiner andern Ursache kann man sich auch erklären, wie sie alle Arten von Entbehrungen und Mühseligkeiten mit dieser Geduld ertragen, wie sie immer heiter und zufrieden bey einer Regierungsverfassung bleiben mögen, die keinem andern Volke in ganz Indien erträglich seyn würde.

Die beyden Classen der Mahratten unterscheiden sich nicht weniger durch ihr persönliches Äußere, als durch ihre Kleidung. Die Braminen haben lichte Hautfarbe; hervorstechende, einnehmende Gesichtszüge; die übrigen sind dunkel gefärbt, haben platte breite Gesichter, unbedeutende Züge, und kurzen, vierschrötigen Körperbau; schöne Männer sind sehr selten unter ihnen. Nie habe ich irgend eine Eigenschaft an ihnen entdeckt, die mir verrathen hätte, daß sie für die Genüsse des gesellschaftlichen Lebens empfänglich seyn könnten. Sie sind betrügerisch, niederträchtig, raubsüchtig und unverschämte Lügner; das Einzige, was man an ihnen loben muß, ist eine gewisse Offenherzigkeit; denn jedes Lasters gestehen sie sich selbst schuldig. Wirft man ihnen Betrug, Verrath, Bedrückung u. s. w. vor, so ge-

ben sie gelassen zur Antwort: so geht's an einem Mahrattenhofe zu.

Fakirs.

Es gibt unter den Mahratten, wie bey den andern Indiern überhaupt, sie mögen sich zur Religion Brahma's oder Muhammeds bekennen, eine eigene Classe Menschen, die von Almosen lebt, das sie durch die niedrigsten Künste gleichsam erpressen. Sie heißen Fakirs oder Bettler.

Den 24. May war das Dusera, ein Hindu-Fest, von welchem an der Anfang der Regenzeit gerechnet wird. Bey dieser Gelegenheit ist es gebräuchlich, daß reiche Leute Almosen austheilen und die Fakirs beschenken. Der erste Minister, Surji Rao, wählte diesen Tag, sich zum ersten Mal wieder seit seiner Genesung von den vor Duni erhaltenen Wunden zu waschen. Er vertheilte fünf tausend Rupien unter die Braminen, und bewirthete fünf hundert Bettler mit einem trefflichen Mahle, wobey er noch jedem die Wahl zwischen einem Geschenk von 8 Annas oder einem Stücke Tuch ließ. Die Zahl der Fakirs, welche das Lager überschwemmten, war unge-

heuer; man sah von allen Gattungen, Altern und Geschlechtern, Muhammedaner, Hindus, Männer, Weiber, Knaben und Mädchen. Sie sind eine unausstehliche Plage; den ganzen Tag streifen sie von einem Zelte zum andern, suchen durch besonderes Geschrey oder besondere Worte die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und bitten, oder fordern vielmehr, Almosen mit einer Zudringlichkeit, die sich nicht abweisen läßt. Die unerträglichsten sind die Muhammedaner; sie sind beritten, und verlangen von einem die Rupien mit derselben Zuversicht, wie andere um eine kleine Kupfermünze ansuchen würden; je dreister sie sind, für um so heiliger werden sie gehalten. Als wir das erste Mal in das Lager kamen, belästigte uns die Schar dieser Bettler dermaßen, daß wir den Schildwachen befahlen, nie mehr als zwey oder drey einzulassen. Es gab einen Fakir, der von nichts als von Opium lebte; er soll einmal Anführer der Reiterey bey dieser Armee gewesen seyn; da er sich in einem immerwährenden Zustande der Betäubung befand, so war seine Art zu betteln äußerst bizarr. Einer unserer Officiere machte ihm ein Geschenk mit einer Panta-

ten, einer alten Uniform und einem Federhut. In dieser Tracht zog der Bettler, zum großen Erstaunen der Mahratten selbst, im Lager umher, bis daß ihm einmal in einer gänzlichen Sinnlosigkeit seine Kleider gestohlen wurden.

Andere betteln im Tanze nach dem Tacte zweyer Hölzer, die sie wie Castagnetten zusammen schlagen. Noch andere singen, und zwar bisweilen nicht ganz unangenehm. Einer ihrer Gesänge, Doha genannt, soll den Geitz, welchen man den Buniyas Schuld gibt, lächerlich machen. Ein Kaufmann, heißt es darin, habe das Gelübde gethan, jedem Bettler, der sich an seiner Thüre zeigen würde, eine Handvoll Getreide zuzutheilen, als es aber zur Erfüllung des Gelübdes gekommen, sich aus der Sache am leichtesten zu ziehen geglaubt, daß er zu dieser Austheilung die kleine Hand seiner Tochter wählte. „Betrogener Geitzhals!" — endet sich das Gedicht — „jetzt erst drängen sich Jung und Alt scharenweise in angenommener Bettlertracht zu deiner Thüre, um die Reitze des jungen Mädchens zu betrachten."

Auf dem Marsche mit Scindia's Trup-

pen bemerkten wir mehrere Fakirs, die auf prächtigen Pferden oder Elephanten des Muha Raj und seiner vornehmsten Surdars ritten. Man sieht es als ein verdienstliches Werk an, diese müßigen lästigen Kerls mit Auszeichnung zu behandeln. Einer dieser Bettler fiel uns besonders auf. Er war ein ganz nackter kahlköpfiger Mann, ungefähr von 35 Jahren, übrigens aber von gutem Aussehen; seine Wohlbeleibtheit und seine frische Gesichtsfarbe täuschte uns, daß wir ihn Anfangs für einen reichen Buniya hielten, der sich entkleidet habe, um in einem nahen Flusse ein Bad zu nehmen. Bald darauf aber erfuhren wir, daß es einer der berühmtesten Purumhums sey, eine Benennung, welche man den indischen Asceten gibt, die durch ihre strenge Lebensart zum vierten Grade ihres Ordens gelangt sind, und sich in Geruch der Heiligkeit gebracht haben. Der erwähnte Heilige schien indeß mehr mit den Freuden dieser Welt als mit Gedanken an das zukünftige Leben zu thun gehabt zu haben.

Scindia hatte auch einen muhammedanischen Fakir, der sich Bala Kadir nannte, bey sich, einen Enkel von Munsur Schah,

welchen Maduji Scindia zu seinem Liebling und Begleiter wählte, weil er ihm einst, wo noch kein vernünftiger Grund zu einer solchen Prophezeyung vorhanden war, seine künftige Größe vorher gesagt hatte. Bala Kadir ist der Pie oder Gewissensrath des Muha Raj, und wird von ihm mit der größten Achtung behandelt. Es wirft sich ihm sein Herrscher alle Morgen zu Füßen, ehe er zur gesetzmäßigen Abwaschung schreitet. In seinen größten Geldverlegenheiten treibt er noch immer so viel auf, um seinen frommen Günstling beschenken zu können. Er hat ihm einen Jagir oder beträchtliche Pfründe in Dekan ausgesetzt, und gab ihm eines Tages 20,000 Rupien zu einer Reise, die er dahin antreten wollte. Beym Urus, oder der Trauerversammlung, die jährlich zum Andenken des Sterbetages von Munsur Schah gehalten wird, verfehlt keiner der Surdars und Vornehmsten im Heere, dem Bala Kadir ansehnliche Geschenke zu machen. Übrigens beschränkt der Muha Raj seine Gunst nicht auf diesen Fakir allein; alle Muhammedaner dieser Classe finden an seinem Hofe gute Aufnahme und Schutz; einige leben sogar in einer Art von

Überfluß. Einer von ihnen hat nichts weiter zu thun, als daß er den Aufbruch des Lagers Abends vorher öffentlich ausruft. Sollte nach einer solchen Anzeige ein Gegenbefehl kommen, so zahlt ihm der Muha Raj fünf Rupien Strafe. Statt zu sagen: „Morgen brechen wir auf," ist es ein gewöhnlicher Ausdruck im Lager: „Heute Abends sehen wir den Fakir."

Heirathsgebräuche.

Die Verlobungsgebräuche sind bey den Mahratten im Allgemeinen wenig verschieden. Anstatt daß der Vater der Braut eine Mitgift gäbe, erhält er ein Geschenk, und dieß hauptsächlich, wenn in der Geschlechtsreihe des Bräutigams ein Makel ist, den man tilgen möchte. Die Hochzeit wird gewöhnlich einige Tage nach dem Mungnih oder der Verlobung vollzogen, und die Verwandten des Bräutigams begleiten den Burat oder Zug nach dem Hause der Braut. Sind die Hochzeitsgäste beyder Familien versammelt, so nimmt der Vater ein wenig Wasser in die hohle Hand, und gießt, nachdem er die Nahmen seiner Tochter, ihre Geschlechts-

folge u. s. w. öffentlich verkündiget hat, dieses Wasser in die Hand des Bräutigams, zum Zeichen, daß er ihm seine Tochter freywillig gebe. Dann wird die Schärpe des Bräutigams und der Gürtel der Braut zusammengeknüpft, und so verbunden, umgehen sie sieben Mal ein großes Feuer, in welches man zu Ehren verschiedener Götter abgeklärte Butter, Milch und andere Flüssigkeiten schüttet. Der Bräutigam legt das feyerliche Versprechen ab, seiner Vermählten treu zu verbleiben, und sie auf das Beste zu behandeln; diese verspricht dagegen, daß sie ihren Mann ehren, ihm gehorchen, für sein Bestes sorgen, sich in allen Dingen durch seinen Rath leiten lassen, seines Glaubens bleiben, sich, unter keinem Vorwande, seinem Schutze entziehen wolle. Hierauf setzt sie sich ihm an die linke Seite, und ein lauter Trommel- und Trompetenschall mit dem Zujauchzen der Anwesenden verkündet, daß sie Mann und Frau sind.

Ein oder zwey Tage vor dieser letzten Feyerlichkeit spielt man eine lächerliche Farce. Die Mutter der Braut macht der des Bräutigams einen feyerlichen Besuch, und ladet

sie zu sich ein. Diese macht Anfangs einige Umstände, nimmt aber dann die Einladung an, und bricht mit ihren Freundinnen und Verwandtinnen eiligst auf. Einige der letztern tragen einen Baldachin über ihrem Haupte, die andern brennen Feuerwerke vor ihr ab. So hat sie kaum eine kleine Strecke möglichst langsamen Schrittes zurückgelegt, so stellt sie sich ermüdet, setzt sich, und behauptet, nicht weiter gehen zu können. Die andere erneuert ihre Bitten, beschenkt sie mit einigen Juwelen, und wäscht ihr die Füße mit warmem Wasser, das zu diesem Zwecke bey der Hand gehalten wird. Auf diese Pflege setzt sich die Träge wieder in Marsch, hat aber kaum einige Klafter Wegs hinter sich, so fängt sie die Posse von neuem an, und wiederholt sie von Strecke zu Strecke, so daß der Zug nicht über eine englische Meile in einer vollen Stunde zurücklegt. Ist man bey dem Hause der Braut angekommen, so wird dieselbe zum ersten Mal ihrer künftigen Schwiegermutter vorgestellt, die sie auf den Schooß nimmt, liebkoset und mit Juwelen, Putzsachen und andern mitgebrachten Dingen beschenkt. Nun wird ein prächtiges Mahl für die Frauen

beyder Familien hergerichtet, und unter die Dienerschaft werden kleine Geschenke vertheilt.

Ein Beyspiel, wie rasch sich bey den Mahratten Ehen schließen, gab der letzte Muha Raj, Maduji Scindia. Als er nach einer mehrjährigen Reise in Hindostan nach Dekan zurückkam, verrichtete er seine Andacht in dem berühmten Tempel zu Tuljapur, der deßwegen merkwürdig ist, weil dort, statt der Braminen, die Mahratten den Opferdienst versehen. Bey dieser Gelegenheit bemerkte er ein reitzendes Mädchen, das dem Ansehen nach nicht über 12 Jahr alt war, und am Altare der Göttinn opferte. Der Muha Raj fragte, wer sie wäre, und erfuhr, sie sey eine Waise, die sich und ihre beyden Oheime, ihre einzigen noch lebenden Verwandten, vom Blumenverkauf zu Opfern, und durch andere kleine Dienste im Tempel ernähre. Er erkundigte sich weiter nach ihrer Familie, und erhielt die Antwort, daß sie zu den unter den Mahratten sehr geachteten Stamm der Bohpas gehöre. Eine Verbindung dieser Art schmeichelte dem Muha Raj, dessen Familie von niederem Ursprung, und der noch dazu selbst ein unehelicher Sohn

war, er ließ bey den Oheimen um ihre kleine Nichte werben, und both ihnen ein Geschenk von zehntausend Rupien an. Solches Anerbiethen ließen sich letztere nicht zwey Mal machen. Der Muha Raj erschien den folgenden Tag in der Frühe, prächtig gekleidet, und im Gefolge seines ganzen Hofs vor der Hütte seiner Braut, vollzog die Heirath, und führte die junge Person noch denselben Abend als seine rechtmäßige Gattinn ins Lager. Maduji Scindia überlebte diese Ehe nicht länger als zwey Jahre, und seine junge Witwe fand ein trauriges Ende; sie starb einige Jahre darauf zu Dutteah an Gift, das sie aus Verzweiflung über die sichtbar werdenden Folgen einer unerlaubten Liebe genommen. Ich habe diese Erzählung von einem achtungswerthen Pundit, der sich im Gefolge des Muha Raj bey seiner Vermählung befunden hatte.

Heirathen vornehmer Männer mit Mädchen niederer Herkunft finden viele Schwierigkeiten. So hatte sich der Rajah Takur Purschad, einer der ersten Beamten des Nabobs von Ude, in eine Tänzerinn, Nahmens Bulhun, die Tochter eines muhammedanischen Fleischhauers, verliebt, und beschloß,

troß dem, daß er Bramine war, dieses Mädchen zu heirathen. Er verheimlichte daher sorgfältig Nahmen und Stand seiner Geliebten, und lud mehr als zwey hundert Braminen zu seinem Hochzeitsmahle ein. Im Augenblick, wo die Gäste an der Tafel saßen, ergriff sie mit einem Male ein unbeschreiblicher Schrecken, als die Verlobten, nach indischer Sitte mit zusammengebundenen Kleidern, in den Saal traten, und sich anschickten, ihnen eine Portion Reiß mit eigenen Händen aufzutragen. Da sich die Kasten in Hindostan durch gewisse Zeichen im Gesicht unterscheiden, so wurde es den Braminen nicht schwer, zu erkennen, in welchem Grade sich der Rajah durch seine Heirath erniedrigte. Sie murrten und beschlossen einstimmig, das angebothene Gericht auszuschlagen, weil sie sonst durch Annahme desselben die Braut als zu der Kaste ihres Bräutigams gehörig anerkannt hätten. Diese Weigerung kam indeß dem Rajah nicht unerwartet, und er wußte, mit wem er zu thun hatte: auf ein gegebenes Zeichen sahen sich die Braminen von einer Truppe wilder Soldaten mit gezogenen Säbeln umringt. Der Rajah trat jetzt her-

vor, und verkündete, daß er jeden seiner Gäste mit ein Paar Stücken Gold beschenken wolle. Diese Drohungen und Verheißungen zusammen machten einen erwünschten Eindruck, und die Gäste ließen es sich gefallen, fortzuspeisen. Von diesem Augenblick an waren sie und ihre Familien nach den Landesgesetzen freylich aus der Kaste der Braminen gestoßen; doch war ihre Anzahl so groß, und sie wußten es durch allerley Ränke durchzusetzen, daß sie ihre Vorrechte behielten. Sie haben diesen Rang also noch, nur mit dem unterscheidenden Zusatz der Bulhun-Sues. Ihre Kinder können sich nicht in die Familien der anderen Braminen verheirathen, und sie werden von den Hindus der dasigen Gegend verachtet. Die drey Söhne des Rajah sind in ihrer Kaste bloß deßhalb geblieben, weil sie sich von ihrem Vater nach diesem Abenteuer, das ihn für immer entehrte, losgesagt haben, und keine Verbindung irgend einer Art mehr mit ihm pflegen.

Natschmädchen oder mahrattische Bäyaderen.

Den 4. Juny wollte die englische Residentschaft im Lager der Mahratten den Ge-

burtstag ihres Monarchen feyern, fand aber die Mittel dazu so beschränkt, daß sie sich begnügen mußte, eine öffentliche Tänzerinn kommen zu lassen, und einen sogenannten Natsch zu veranstalten, ein Schauspiel von der mindest erfreulichen Art. Wenn es den Mahratten überhaupt an graziösen Tänzerinnen fehlt, so ist dieß um so mehr der Fall in dem Lager, wo die wenigen berühmten nicht einmal hinkommen. Die Europäer mögen sich wohl oft einen reitzenden Begriff davon machen, sind sie aber nur ein einziges Mal Zeuge davon gewesen, so kommen sie gewiß von ihrem Irrthum zurück. Nichts kann in der That so ohne alle Grazie seyn, als die ganze Figur einer dasigen Tänzerinn: ihre Kleidung besteht in einem Paar weiten seidenen Beinkleidern, einem Oberkleid, Peswai genannt, mit sehr kurzem Leib, langen engen Ärmeln, und Schößen, die nicht bis über die Waden herabgehen, aber so faltenreich sind, daß man den weitesten Reifrock, der je an einem altfranzösischen Hofe gesehen wurde, drey Mal hineinwickeln könnte. Dieses Kleid, von durchsichtigem Musselin oder Gaze, ist gewöhnlich roth, blau oder orange-

gelb, und mit Goldflitter besetzt. Zum Kopfputz dient ein Shawl oder Sela, der bis auf die Achseln herabfällt, und einen Theil des ganzen Körpers einhüllt. Mit einem Wort, die ganze Gestalt hat vielmehr das Ansehen einer ägyptischen Mumie, als eines Wesens, das gefallen und fesseln soll.

Die Haupttänzerinn steht in der Mitte; ein oder zwey Sängerinnen begleiten sie mit der Stimme; die Spielleute halten sich im Hintergrunde, und bestehen meist aus zwey Violinisten, einem Menschen, der zwey an seinem Gürtel befestigte Tribla oder Trommeln rührt, und einem kleinen Knaben, der ein Paar metallene Becken, Munschira genannt, an einander schlägt. Es gibt einige recht angenehme hindostanische Lieder; übermäßiges Schreyen und überladene Verzierungen entstellen sie aber im Vortrag so, daß die Mißtöne die Ohren zerschneiden, und man von den Worten nicht eine Sylbe verstehen kann. Die Tänzerinn kommt so zu sagen nicht von der Erde, sie gleitet nur an dem Boden hin, und bezeichnet sich den übrigens genau abgemessenen Tact mit Aufstam-

pfen der Füße, an deren Knöchel kleine hell-tönende Glöckchen befestigt sind.

Tanzt ein Mädchen den Kuharwa, so gürtet sie sich um die Lenden ihr Kleid auf, läßt von ihren Schultern eine seidene Schärpe flattern, und trägt auf dem Kopfe einen Manns-Turban. In diesem Anzuge bietet sie, und wenn sie von Natur noch so hübsch wäre, einen noch häßlichern Anblick, als zuvor; wiewohl die muntern Gesichtszüge und der entschlossene Blick dieser Frauenzimmer selten ihren Eindruck auf die Einbildungskraft verfehlen. Dieser Tanz, den die Hindus leidenschaftlich lieben, wird mit den ausgelassensten, unverhohlensten, für Europäer, die nicht daran gewohnt sind, oft zurückstoßendsten Geberden begleitet, wiewohl letztere mehr noch, trotz den Hindus, Geschmack daran finden, und Jung und Alt, Eingeborne und Fremde, die ernsthaftesten Geschäfte stehen ließen, um einen Kuharwa tanzen zu sehen. Das Schauspiel dauert lang, und scheint die Zuschauer gar nicht zu ermüden; oft bringt so ein Mädchen die ganze Nacht mit Singen und Tanzen zu, und wenn sie mit Tagesan-

bruch endet, sieht man ihr nicht die geringste Ermattung an.

Gaukler.

Außer den öffentlichen Tänzerinnen gibt es Gesellschaften von Gauklern, welche Stadt und Land durchziehen, und eine Beweglichkeit und körperliche Gewandtheit zeigen, von der man in Europa sich kaum einen Begriff machen kann. Ein solches überraschendes Schauspiel von Kunstfertigkeiten gab uns ein Trupp Gaukler, die man Bhanmittis nennt. Eine Frau dabey bog sich mit dem Kopfe rückwärts bis zur Erde. Zwey Schwerter kreutzten sich mit den Spitzen unter ihrem Kinn, zwey andere Klingen bedrohten ihren Hals. In dieser Lage drehte sie sich mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit im Kreise herum, ohne sich im geringsten wehzuthun.

Die Bhanmittis gehören zur niedrigsten Volksclasse; sie ziehen uneufhörlich im Lande umher, und leben von ihren Künsten.

Es ist weder bey jenen Tänzerinnen noch bey diesen Gauklern die Kunst, welche die trägen Hindus schätzen, sondern sie ergetzen sich an solchen Schauspielen bloß, weil sie

sich selbst nicht gern von der Stelle rühren. Einzig in der kühlen Jahrszeit machen die früher erwähnten Übungen der Ukkara eine Ausnahme. Auch beschäftigen sich die Mahratten mit einem Spiel, das man bey uns den Kindern überläßt, welches aber, nach Art und Weise wie es in Hindustan gespielt wird, eben so viel körperliche Kraft als Gewandtheit erfordert. Wir wollen eine kurze Beschreibung davon geben.

Fliegende Drachen.

Sie sind von Papier, haben aber keinen Schweif, sondern im Ganzen ungefähr die Form eines Trefle-As. Mit diesem Spielwerke werden beträchtliche Wetten veranstaltet. Die beyden Spieler lassen ihre Drachen gegen einander fliegen und zwar mit solcher Gewalt, daß die Schnur des einen die des andern zerreißt. Der, dessen Schnur zerrissen wird, verliert die Wette und die zuschauende Menge wirft sich mit Begier auf den sinkenden Drachen und zerschlägt ihn in Stücke. Um die Schnur recht schneidend zu machen, überstreicht man sie mit Nunjun, einer Mischung von zerstoßenem Glas, und der

Muha Raj, der eine Zeit lang alle Abende mit seiner ganzen Reiterey zu dieser fürstlichen Unterhaltung ins freye Feld zog, hatte alle Glasscheiben in der ganzen Gegend zu diesem Behufe zusammen schleppen lassen. Seine Drachen und Schnuren wurden mit großen Kosten von Delhi, wo es die berühmteste Manufaktur davon gibt, herbeygebracht.

So lächerlich dieses Spiel scheint, so muß ich doch gestehen, daß nicht wenig Geschicklichkeit und Übung dazu gehört, einen solchen Drachen zu leiten und die Parthie zu gewinnen.

Tigerjagd und Elephantengefechte.

Unter die Lieblingsunterhaltungen des Muha Raj gehören Tigerjagden und Büffelgefechte; besonders aber vergnügt er sich an den Kämpfen der Elephanten, deren er vier bis fünf Mahl die Woche, besonders während der kalten Jahrszeit, veranstalten läßt. Man sucht die stärksten Elephanten dazu aus, die man mit Gewürzen und anderen Reizmitteln füttert, um sie recht hitzig und kampflustig zu machen. Gewandtheit ist es nicht, was man in diesem Kampfe zu be-

wundern hat; allein das Zusammenstoßen solcher ungeheuren Massen hat immer etwas, was der Neugierde werth bleibt. Es kostet oft viele Mühe, sie zusammen zu hetzen, ist es aber den Führern gelungen, sie bis in eine gewisse Entfernung einander nahe zu bringen, so stürzen sie plötzlich vorwärts, verwinden sich mit den Rüsseln und Zähnen und kämpfen mit aller Wuth bis einer davon nachgibt und die Flucht ergreift. Der Sieger setzt jetzt dem Überwundenen nach, haut mit dem Rüssel auf ihn ein und sucht ihn zu Boden zu werfen. Bisweilen ist seine Kampfgier so aufgereitzt, daß man Raketen loslassen muß, um ihn zu schrecken, und von der Verfolgung abzuwenden.

Leichenverbrennung.

Wenige hindustanische Stämme beerdigen ihre Todten; der allgemeine Gebrauch ist, sie auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Häufig entschließt sich die Witwe eines Verstorbenen zu dem schrecklichen Opfer, sich mit der Leiche ihres Gatten lebendig zu verbrennen, doch kommt bey den Mahratten dieser Gebrauch sehr in Abnahme.

Ein Surdar, der in einem Scharmützel verwundet worden und dann gestorben war, wurde in der Nähe unseres Zeltes verbrannt. Man errichtete den Scheiterhaufen am Ufer des Flusses und trug den Leichnam in großem Pomp an die Stelle. Den Zug eröffneten die Elephanten und Pferde des Verstorbenen; sie waren reich geschirrt und mit gelben Farben angestrichen. Die Anverwandten und Freunde gingen laut weinend und klagend zu Fuß hinter der Leiche her. Es wurden einige Geldstücke auf den Leichnam geworfen, die nebst den Tüchern, worein er gehüllt war, eine Beute der Bhungis blieben. Diese Bhungis gehören zu der letzten Classe oder, besser gesagt, zu gar keiner, und leben von den verworfensten Diensten, wofür sie Alles, was mit dem Leichnam in Berührung kam und in den Augen der Hindus für unrein gilt, folglich auch für Niemand andern einen Werth hat, zum Lohn erhalten. — Die vertrautesten Freunde des Todten trugen seine Bahre; die nächsten Verwandten zündeten den Scheiterhaufen an.

Derjenige, der diesen letzten Dienst ver-

sieht, wird, ist der Verstorbene ein Mann, zehn Tage hindurch, ist es aber eine Frau, neun Tage lang für unrein angesehen. In dieser ganzen Zwischenzeit muß er sich von der Gesellschaft entfernt halten und darf mit Niemanden Umgang pflegen, außer etwa mit dem Brahminen, der ihn bey dieser Trauerscene begleitete. Diese Brahminen heißen Bura oder schlechte Brahminen, und machen eine besondere Secte aus; keinem andern Brahminen ist es erlaubt, mit ihnen zu essen oder zu trinken. Am Morgen nach dem Begräbniß hängt der Bura-Brahmin ein irdenes mit Wasser gefülltes Gefäß an einen Baum, vorzüglich einen Pipulbaum, in der Nähe des Scheiterhaufens. Dieses Wasser vertropft sich mittels eines baumwollenen Dochtes, der durch ein Loch im Boden des Gefäßes geht. Jeden nächsten Morgen wird das rückständige Wasser ausgegossen, und das Gefäß neugefüllt; dieß geschieht bis zum zehnten, wo man den Kiria-Kurum feyert. An diesem Tage beschenket man den Bura Brahmin mit einem Bett und allem Zugehör; hat die Verwandtschaft die Mittel, so fügt sie noch ein Pferd,

einen Elephanten und andere Dinge hinzu, welche der Verstorbene, dem Glauben nach, in der andern Welt brauchen soll, welche aber der Brahmine hier dießseits für sich verwendet. Die hier angestellten Brahminen erhalten zuweilen zur Entschädigung für alle unangenehmen Begriffe, die sich mit ihren Diensten verbinden, den Beynamen Muha oder gros. An dem nämlichen Tage werden kleine Kugeln von gesottenem Reis, Pindh genannt, auf Baumblättern in der Ebene umhergestellt, vorgeblich ebenfalls zur Erquickung des Abgeschiedenen, im Grunde aber zum Schmause für die Krähen. Bey diesen Reiskügelchen wachen die Mahratten mit Angst und Theilnahme und erlauern den Augenblick, wo eine Krähe herbeyfliegt und ihr Gericht auffrißt, weil ihnen dieß als das sicherste Zeichen gilt, daß die Seele des Verstorbenen in den Himmel aufgenommen wurde.

Beym Tode des Rajah Desmoseh, Neffens und muthmaßlichen Erbens von Scindia, wo wir der Feyer des Kiria-Kurum beywohnten, blieben die Pindhs einen ganzen Tag ausgestellt, ohne daß sie ein Vogel anrührte. Der Muha Raj und seine übrige

Familie waren in tiefster Betrübniß, denn man zweifelte nicht, daß der unglückliche Raiah sich im Geheim eines unaussühnlichen Verbrechens schuldig gemacht hatte, und dieser Verdacht ward ein Schandflecken für seinen Namen.

Aberglaube der Mahratten.

Vorstehender Zug mag beweisen, welchen abergläubischen Begriffen die Mahratten anhängen; gleichwohl lassen sich davon noch andere Beyspiele aufführen.

In dem Durbar oder Staatsrathe Scindias dienen Hafiz Oden, wie in alten Zeiten Virgils Verse, zur Ergründung der Zukunft. Dieser Glaube an Vorbedeutung gibt den Muha Raj zuweilen dem Betruge habsüchtiger Brahminen Preis, welche diese schwache Seite ihres Herrn für ihren Einfluß zu benutzen wissen. Eines Tags gerieth der ganze Hof in Bestürzung über eine Krähe, welche über dem Zelte hin und wieder flog. Man hielt diesen Vogel für einen Unglücksboten, und um sich mit dem Schicksal auszusöhnen, schenkte der Muha Raj

den Brahminen eine Krähe von Gold mit einer prächtigen Perlenschnur um den Hals.

Ein anderes Mal wurde die Armee geschreckt, weil sich Sohabas oder Irrlichter — bekanntlich phosphorische Flämmchen, die hauptsächlich an niedern feuchten Plätzen und an Stellen, wo todte Körper liegen, aufsteigen — zeigten. Die Eingebornen halten diese Lichter für Geister der Erschlagenen. Bisweilen sieht man diese Sohabas auch in so großer Menge, daß sie einem mit Fackeln daherziehenden Heere gleichen. Kurz sie gelten für böse Vorbedeutungen. Scindia sagte aber scherzend zu denen, die sich darüber beunruhigt zeigten: „die Vorbedeutung kann mich nichts angehen; meine Angelegenheiten stehen schon so schlecht, daß sie nicht schlimmer werden können."

Gegen Ausgang des Jahres 1809 mußten wir unser Lager von Ajmir viel früher räumen, als es nöthig gewesen wäre, und dieß wegen eines außerordentlichen Ereignisses, das über Nacht eintrat. Alle Viehgattungen, Rinder, Pferde und Kamehle waren die ganze Nacht unruhig; sie schnaubten und wieherten auf eine ganz ungewöhnliche Art. Man

erzählte diesen Umstand am Morgen den Astrologen, und diese erklärten ihn für eine Vorbedeutung von Unglück, das sich nicht anders als durch schnellen Aufbruch und durch ein Geschenk an die Brahminen abwenden ließe. Scindia gab in Folge dessen Befehl, 2000 Rupien unter die Brahminen zu vertheilen und sich über den andern Tag in Marsch zu setzen. Die Engländer wußten es den unvernünftigen Thieren herzlichen Dank, daß sie zum Aufbruch von einem Orte Veranlassung gaben, wo die Hitze schrecklich lästig wurde.

Man kann sich denken, daß die in Indien überhaupt so mächtigen Astrologen nicht verfehlen, Phänomene zu benutzen, an denen das gemeine Volk am häufigsten und leichtesten irre wird, ich meine—Sonnen- und Mondfinsternisse. Es findet sich darüber derselbe Aberglaube wie bey den Chinesen.

In der Nacht vom 30. May 1808, kurz vor Sonnenaufgang, trat eine Mondfinsterniß ein. Das ganze Lager ertönte von Geschrey und von Trommel- und Trompetenschall. Nach der gewöhnlichen Meinung der Hindus greift ein Ungeheuer, Namens Rahu, den Planeten an, und sie machen deßhalb

den höllischen Lärm, damit es ihn nicht aufzehre. Die Religion legt den Hindus auf, während der Finsterniß Almosen auszutheilen. Eine in solchen Augenblick den Armen gegebenen Rupie ist ihrem Glauben nach wirksamer als hundert, die zu einer andern Zeit gespendet werden. Vor 5 Uhr des Morgens war das Lager von Bettlern aller Art angefüllt. Die Andächtigen unterziehen sich einem strengen Fasten, das sie nicht eher brechen dürfen, als bis sich der Mond aus dem ihn verfinsternden Schatten gänzlich herausgearbeitet hat. Unglücklicher Weise ging dießmal der Mond vor dem Ende der Finsterniß unter, und die Folge davon war, daß diese Leute bis zum Abend keinen Bissen zu sich nehmen konnten.

Die Mahratten haben, wie die alten Römer, Zauberer, die sich rühmen, den Mond beschwören zu können; aber hauptsächlich in Rücksicht der Schlangen und Skorpionen zeigen diese Menschen eine erstaunenswürdige Geschicklichkeit. Es ist gar nichts seltenes, Leute zu sehen, welche die giftigsten Schlangen aufnehmen und sie ohne Schaden um sich herumkriechen lassen. Sie behaupten, dieß

geschehe durch einen Zauber, die Wahrheit aber ist, daß sie ihnen das Gift zu benehmen wissen; immer aber gehört auch viel Geschicklichkeit dazu, daß sie diese Thiere so gelehrig auf ihre Winke machen. Skorpione setzt man außer Stand zu stechen, indem man sie beym Schwanze unmittelbar unter dem Stachel festnimmt.

Weil ihnen ihre Astrologen und Charlatane einmal die Idee beygebracht haben, daß bey jeder etwas ungewöhnlichen Erscheinung eine übernatürliche Macht im Spiele sey, sehen die Mahratten alles, was sie nicht begreifen können, für Zauberey an. So hatten wir einen Wegmesser bey uns, von dem die Mahratten nicht einsehen konnten, wie er uns die Entfernungen von Ort zu Ort, wo wir marschirten, angäbe; sie nannten ihn Jadu Kachukkur, Zauberrad, und dergleichen unbegreiflichen Dingen hatten wir unser ganzes Ansehen bey ihnen zu verdanken.

Die Gujurs, ein vom Raube lebender Völkerstamm.

Die Gujurs bewohnen die Arrabi-

Berge, und machten, während Scindia mit seinem Heere über diese Berge zog, häufige Beute. Jeder Nachzügler von dem Hauptcorps wurde ohne Erbarmen geplündert, mehrere Leute wurden getödtet oder verwundet, und wir verloren eine beträchtliche Menge Rinder, Pferde und Kamehle. Fünf Reiter, die abseits streiften, um ein Dorf das sie verlassen meinten, zu plündern, fielen in einen Hinterhalt, aus dem kaum der Fünfte, und zwar noch schwer verwundet, mit dem Leben davon kam. Einige von der Artillerie, die zurückblieben, weil die Grupchat, ein Geschütz von ungeheurer Größe, stecken geblieben war, wurden gleichfalls von diesem Raubvolke umzingelt und niedergemetzelt. Dieser Name Grupchat ist höchst übel gewählt; er bedeutet im Mahrattischen: Überwinder von Schwierigkeiten; um der Schwierigkeiten des Fortbringens willen ist es beynahe immer der entgegengesetzte Fall. Trifft man einen schlechten Weg, oder kommt ein Fluß zu übersetzen, so kann man gewiß seyn, daß die Grupchat zurückbleibt, und daß die ganze Armee einen oder zwey Tage in ihrem Marsche aufgehalten ist. Au-

ßerdem wird der Marsch einer Mahrattenarmee bisweilen ohne Noth verlängert durch Umwege, welche der Bini = Wala (Generalquartiermeister) vorschreibt, um Gegenden zu verschonen, deren Einwohner sich die Last des Durchzugs durch Geschenke abwenden.

Eines Tages wurden wir in den Gebirgen von einem Haufen Gujurs angehalten, die uns anfänglich versicherten, es wäre in der genommenen Richtung kein Weg, als sie uns aber dennoch zur Fortsetzung des Marsches entschlossen sahen, sagten sie, sie hätten von dem Kiludar oder Befehlshaber von Runtambor den ausdrücklichen Befehl, Niemanden durchzulassen. Sie setzten hinzu, wenn wir uns nicht abrathen ließen, so bedürfe es bloß einiger Flintenschüsse, um alle zerstreuten Banden aus der Umgegend herbeyzurufen. Unsere Hirkaros wußten sie endlich zu beruhigen, indem sie ihnen die Versicherung gaben, daß ich von dem Kiludar selbst Pässe habe und derselbe mit größtem Unwillen die mir in den Weg gelegten Hindernisse erfahren werde. Einer dieser Hirkaros sagte mir ins Ohr, diese Leute wären bloße Bauern, Kunwars, und es wäre erlaubt, wie es immer

möglich werde, sich dieser Menschen zu entledigen.

Bey dem andern Ausgange des Passes trafen wir auf einen neuen Haufen Gujurs, die aber entweder nicht gehört oder nicht gut verstanden hatten, was ihnen unsere Führer sagten, und auf uns schossen. Zum Glück waren wir außer der Schußweite; wir setzten unsern Marsch fort. Als wir am Fuße der Gebirge in eine weite Ebene zogen, kamen die Einwohner einiger kleinen Dörfer herbey, um uns in Augenschein zu nehmen, und verbreiteten Lärm in der ganzen Gegend. Bedenkt man, wie wenig bekannt diese Gebirgspässe sind, so kann man sich über den Eindruck nicht wundern, den das Erscheinen meiner Leute machte, die mit dem Gefolge meines Gepäcks bey der Enge des Wegs viel zahlreicher schienen als sie wirklich waren. Es ertönten von dem Fort Alarmschüsse, deren Schall fürchterlich durch die Berge wiederhallte. Von Posten zu Posten wurde der Nukkaru, eine weite kupferne Pauke, gerührt und theilte den entferntesten Forts die Nachricht mit. Die Landleute ergriffen mit ihren Angehörigen und ihren

Heerden nach allen Seiten hin die Flucht, und vor Einbruch der Nacht war die Besatzung des Forts mit 1000 Mann verstärkt. Ich gestehe, daß mir bey diesen Anstalten zum Empfang nicht ganz wohl wurde. Ich fing an, es für eine große Übereilung von mir zu erkennen, daß ich mich ohne vorhergängige Erlaubniß in eine so öde Straße eingelassen hatte; indeß jetzt war es zu spät, an den Rückzug zu denken, und es blieb nichts übrig, als dem Sturme die Stirne zu bieten und muthig weiter zu reisen. Als ich mich der Stadt, die am Fuße des Berges auf der Südseite liegt, näherte, fand ich die Einwohner versammelt und die Soldaten standen vor den Mauern in Reihe und Glied aufmarschirt. Vor allererst hatte ich einen meiner Leute nach Landessitte mit einer Höflichkeitsbotschaft an den Kiludar abgeschickt, um ihm zu melden, wer ich wäre, woher ich käme und wohin ich wollte; das Einzige, warum ich bat, war, über Nacht an diesem Orte lagern und den andern Morgen meinen Weg nach Pali, wo ich über den Tschumbul gehen wollte, fortsetzen zu dürfen. Der Amil, eine bürgerliche Obrigkeitsperson, die

in der untern Stadt wohnte, wollte meinen Abgesandten nicht zum Thore einlassen; er werde, sagte er, mein Gesuch an den Kiludar, der in der obern Stadt residirte, gelangen lassen und mir dessen Antwort zustellen; einstweilen bäte er, daß ich mich in einiger Entfernung hielte. Ich machte folglich, ungefähr eine Meile von der Stadt, unterm Schatten einiger Bäume, wo ein Brunnen war, Halt, und hieß alles Gepäck da versammeln und die Lastthiere, jedoch ohne sie abzuladen, zur Tränke führen.

Da ich so zwey volle Stunden vergebens gewartet und noch neun Meilen bis zur nächsten Station zurückzulegen hatte, fing ich an, um die Rückkehr meiner Boten ernstlich besorgt zu werden. Der Kiludar sandte endlich zwey seiner Leute, die über mich nähere Erkundigungen einziehen sollten. Zum Bürgen der Wahrheit meiner Aussage händigte ich ihnen meinen vom brittischen Gesandten bey Scindia unterzeichneten Paß in persischer Sprache ein, ob sie gleich offen gestanden, daß ihr Gebieter nicht lesen könne, und erneuerte dabey mein früheres Gesuch, dem ich noch den Wunsch beyfügte, den andern Mor-

gen von der Güte des Kiludars Wegweiser und Schiffer zum Übersetzen des Flusses zu erhalten.

Während dessen waren eine Menge Bewohner der Stadt, alle mit Waffen, und eine große Anzahl Soldaten mit Flinten und brennenden Lunten herbeygelaufen, um die Firinghis — eine allgemeine Benennung der Europäer in Indien — zu sehen. Sie bildeten einen Kreis um mich, setzten sich nieder und wir ließen uns in Gespräch ein. Ich beantwortete ihre zahllosen Fragen auf die genügendste Art. Übrigens aber waren sie einstimmig der Meinung, daß ich unmöglich die Nacht an dem Orte werde zubringen dürfen, indem noch keine Kafilu oder Karawane jemals diese Erlaubniß erhalten habe.

Doch hatten sie sich geirrt. Gegen Sonnenuntergang kam endlich ein Hirkaros und brachte mir von dem Kiludar die Genehmigung, ein Lager aufzuschlagen, und zugleich die Zusage, daß die Buniyas meine Leute mit allem Nöthigen versorgen würden. Was die Überfahrt des Flusses beträfe, könne er mir, ließ er sagen, nicht behülflich seyn, da die Fähre unter den Befehlen des Comman-

danten von Nuya-Schuhur stünde, an den er mir unmittelbar zu schreiben riethe.

Ich befand mich so in der Gewalt dieser Leute, daß ich nichts besseres thun konnte, als ihrem Rathe folgen, und ich hatte meinen Brief kaum geendigt, als ich einen Mann von ehrwürdigem Ansehen bey mir eintreten sah, der mir sagte, er wäre der Kumindar oder Pächter der Überfahrt von Pali; er mache es sich zum Vergnügen, mich den andern Morgen zu begleiten und mich sicher an Ort und Stelle zu bringen, ohne daß ich nöthig hätte, nach Nuya-Schuhur einen Boten zu senden. Ein solcher Antrag war mir das Willkommenste. Sobald als wir unsere Zelte aufgeschlagen hatten, erschienen die Buniyas und brachten Fleisch und andere Eßwaaren, womit wir unser Nachtmahl bestritten, zum Verkauf. Kaum aber war der Handel geschlossen, so wurden diese armen Teufel sammt und sonders von den Leuten eines Kiludars festgenommen, weil sie nicht vorher seine Erlaubniß dazu eingehohlt und namentlich sich nicht über seinen Antheil an dem Gewinn mit ihm verständigt hatten. Wie ich den andern Morgen erfuhr, waren sie alle

ins Gefängniß gesteckt worden, und sie soll-
ten ihre Freylassung mit einer bedeutenden
Summe wieder erkaufen.

Die Minas, ein Gebirgsvolk.

Die Minas sind in dem Gebiete von Jypur die Ackerleute. Die Hälfte ihres Gewinns gehört dem Sirkar oder Gouverneur. Sie gehören zu dem Stamme der Sudras, heißen aber nicht Rajputs, da diese letztern, wenn sie nicht äußerst arm sind, sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie einem andern Berufe, als den Waffen, folgten. Doch nehmen viele Rajputs große Ländereyen in Pacht, und stellen die Minas als Arbeitsleute dabey an.

Vor einigen Jahren sammelte Seos-Singh, ein natürlicher Sohn des Raja Man-Singh von Jypur, diese Minas in große Scharen und verübte mit ihnen alle Arten von Plünderungen. Als aber ihr Anführer in die Hände des jetzigen Raja, Jugut-Singh, fiel und derselbe ihn verurtheilte, unter den Füßen eines Elephanten zu sterben, kehrten die Minas zu ihrer ersten Beschäftigung zurück.

In den Gebieten Kota und Bundi wohnen die Minas in den Bergen und Sumpfgegenden; dort leben sie von nichts als Raub und kommen in gar keine Gemeinschaft mit den Minas von Jypur. Jene essen auch Fleisch und trinken Branntwein, wo sie ihn haben können, diese aber enthalten sich von beyden auf das Gewissenhafteste.

Da die Minas von Bundi den Fouragirern Scindias so viel Schaden thaten, wußte sich letzterer nicht anders zu helfen, als daß er ein beträchtliches Corps von ihnen in seine Dienste nahm und die Fouragirer unter ihren Schutz stellte.

Eine Zeit lang war auch ein Trupp Minas von Jajghur in Scindias Lager. Weil ich begierig war, diese Menschen kennen zu lernen, ließ ich dreyzehn oder vierzehn von ihnen einladen in mein Zelt zu kommen. Es waren alles große, wohlaussehende Leute; sie ließen sich willfährig finden, mich von ihren Sitten und Gebräuchen zu unterrichten. Ihre Bewaffnung bestand in einem Bogen, einem Köcher voll Pfeile und einem Dolch, den sie sehr geschickt zu führen wissen. Sie trugen einen hohen Turban, oben mit einem

Federbusch von einer Art Wasserhuhn, das sie Bojha nennen, verziert. Häufig führen sie einen großen dickbehaarten Pudel mit gespaltener Nase bey sich. Sie ertheilten mir mündlich folgende Nachrichten: Um das Jahr 1802 wurde Jaighur dem Raja von Udipur durch den Fürsten Zalim Singh von Kota entrissen und ist seitdem unter der Herrschaft des Letztern geblieben. Das Gebiet umfaßt 84 Städte und Dörfer, zwey und zwanzig davon werden ausschließlich von Minas bewohnt, die dem Sirkar nur persönliche Dienste leisten. Jede Ortschaft hat ihren Kotwal oder Civilbeamten, den die Einwohner aus ihrer Mitte wählen; dieser leitet die Angelegenheiten der Gemeinde nach ihren besondern Gebräuchen und Gesetzen. Sie verheirathen sich nie in einen andern Stamm und beobachten als bleibende Sitte, daß der jüngere Bruder die Witwe des ältern zur Gattinn nimmt. Er beschenkt zu dem Ende diese Witwe mit Schmuck und anderm Putz, und stellt sie seinen Freunden und Verwandten vor. Dennoch heißt diese Verbindung nicht Ehe, ob sie gleich dieselben Rechte genießt und sich nicht auflösen läßt; sie

führt den eigenen Namen Nata. Stirbt dieser zweyte Bruder auch, so gehört die Witwe von Rechts wegen dem dritten und so der Reihe nach fort, bis daß sie zu alt wird, um einen Gatten zu finden.

Ihrer Versicherung nach können die Minas in dringenden Fällen über 20000 Mann zusammen bringen. Ungefähr ein Dritttheil dieser Zahl gehört zu einer und derselben Familie, von der der ganze Stamm seinen Ursprung herleitet, die übrigen sind Fremde, die dem Stamme nach und nach einverleibt worden sind. Ihr gewöhnliches Handwerk besteht in Stehlen und Rauben, und sie finden sich darum nicht schlechter, als wenn sie regelmäßige Kriegsdienste thäten. Insbesondere haben sie so zu sagen eine Wuth, in feindlichen Dörfern und Lagern die Kinder wegzuführen. Sind es Knaben, so werden sie als Minas auferzogen, die Mädchen aber verkaufen sie in den benachbarten Provinzen zu Sklavinnen. Zwey unserer Diener wollten einige solcher Mädchen kaufen und man verlangte für ein Mädchen 300 Rupien; da jene weder so viel geben wollten noch konnten, wurden die armen Kinder zum Verkauf

auf den Markt geschleppt. Die unglücklichen Geschöpfe waren zwischen 8 und 10 Jahren und schienen das Schreckliche ihrer Lage ganz zu fühlen. Sie vergossen Ströme von Thränen und boten einen herzerschütternden Anblick dar.

Die Gottheit, die sie insbesondere verehren, heißt Muha-Deo. Vor jedesmaliger Eröffnung eines Angriffs rufen sie diesen Götzen an und bitten ihn, sie für jeden getödteten Feind mit zwey Kindern zu beschenken.

Das oben erwähnte Corps beklagte sich laut über den Muha Raj, daß er ihm im Ganzen nicht mehr als 500 Rupien habe zutheilen lassen, und verrieth unverhohlen die Absicht, wenn er sich nicht großmüthiger zeige, das Lager zu verlassen und sich, wie sie schon gethan, auf seine Kosten selbst bezahlt zu machen.

Eines Tages richteten wir unsern Marsch auf Riuta Ghat, ein erbärmliches Dorf, worin nichts als Minas und Gujurs wohnten, die sich bey Annäherung des Feindes in die Gebirge flüchteten. Das Dorf wurde von einer Abtheilung Fußvolk angegriffen und in Asche gelegt. Die Sieger bemächtigten sich

alles, was ihnen unter die Hände kam, doch war die Beute von wenig Belang, denn sie fanden nichts als ein wenig Getreide, etwas Holz und Dachstroh. Übrigens aber säumten die Minas nicht, eine kleine Rache für diese Behandlung zu nehmen und gaben uns von ihrer Gewandtheit ein auffallendes Pröbchen. Sie schlichen sich während der Nacht unvermerkt in das Zelt, wo des Residenten Pferde standen, schnitten die Stränge eines derselben, dessen Unbändigkeit gewöhnlich zwey Menschen vollauf beschäftigte, ab, und führten es, durch die Dunkelheit der Nacht begünstigt, bis über die Schildwachen hinaus. Endlich aber wurde der Raub entdeckt und Lärm geschlagen. Das gestohlne und jetzt geschreckte Pferd entriß sich den Dieben und kam von selbst in seinen Stall zurück.

Kurz darauf kamen wir noch tiefer unter die Minas hinein, die entschlossen schienen, keine Gelegenheit zur Wiedervergeltung unserer Gewaltthätigkeiten vorbeyzulassen. Es verging kein Tag, ohne von den verwegensten Plündereyen zu hören. Unsere Fouragirer wurden, wo sie sich nur blicken lie-

ßen, angefallen, und es wäre von einzelnen Menschen Tollheit gewesen, sich nur auf Schußweite vom Lager zu entfernen. Das Hauptheer mußte unabläßig auf seiner Acht seyn, denn scharenweise fiel ihm dieses kühne Bergvolk in die Flanken. Alle diese Unannehmlichkeiten zusammen brachten einen solchen Mißmuth hervor, daß eine Menge Surdars, mit ihrem Vieh und allen Habseligkeiten vor den Deuri kamen und erklärten, nicht wieder in ihre Zelte ziehen zu wollen, bis der Muha Raj ihnen verspräche, eine so äußerst gefährliche Gegend zu verlassen.

Ein mahrattischer Fürstenhof.

Der Durbar oder Lever des Fürsten.

Die Zelte des Muha Raj sind sämmtlich innerhalb einer Einfassung von Leinwand auf einem Raume von 150 Fuß Länge und 75 Breite eingeschlossen. Zwischenwände von Leinwand theilen wieder die Zelte, wo er Audienz gibt, von denen, die er bewohnt, und von dem Zunanu dem Frauenquar-

tiere, ab. Rings um jene Haupteinfassung lagert die Khaspaega, seine Leibwache, und in einiger Entfernung der zahlreiche Troß seiner Hofhaltung.

Eines Tages begleitete ich unsern Residenten zu Scindia's Durbar*), eine Zeremonie, die manches Ähnliche mit dem Lever unserer europäischen Fürsten hat. Er wurde in einem kleinen Zelte von Kus gehalten, wo es, der unterhaltenen Feuchtigkeit wegen, sehr kühl und angenehm war. Während der Hauptmann C. mit dem ersten Minister sprach, trat einer der Günstlinge des Muha Raj in das Zelt und stellte sich vor dem Fürsten hin. Letzterer ergetzte sich durch allerley unanständige Zeichen und Geberden, die er gegen den Günstling richtete, ohne daß er sich von uns bemerkt glaubte. Da mir der Gegenstand dieser niedrigen Späße den Rücken zukehrte, konnte ich nicht wahrnehmen, ob sie der Höfling erwiederte; ich denke aber wohl nicht, da es gegen die Schicklichkeit an diesem feinen Hofe seyn würde, dem Fürsten,

*) Durbar bedeutet wörtlich Pforte.

zumal in Gegenwart fremder Gesandten, einen Scherz zurückzugeben. Was mir noch mehr als diese seltsamen Grimassen auffiel, war ein unerträglicher Aas-Gestank, der aus dem Bazar bis zu uns drang. Es ist unbegreiflich, wie die Leute eine solche Widerwärtigkeit lieber ertragen mögen, als sich die Mühe zu geben, jene Cadaver wegzuschaffen.

Scindia und seine Familie.

Scindia ist gegenwärtig ein Mann über vierzig, ungefähr fünf Fuß, fünf Zoll hoch, jedoch nicht ohne Ansatz zum Dickwerden. Seine Hautfarbe ist dunkel, seine Züge sind angenehm, sein ganzes Ansehen aber verräth einen Wüstling. Sein außerordentlicher Leichtsinn setzt ihn über alle ernsten Geschäfte hinweg; wenn seine Angelegenheiten noch so schlecht stehen, kümmert ihn dieß kaum ein oder zwey Stunden: ein hübsches Mädchengesicht, eine Tigerjagd, ein Elephantenkampf, ein fliegender Drache reicht hin, um seinen Trübsinn zu zerstreuen und ihn wieder zur besten Laune zu bringen. So ganz seinen Genüssen hingegeben sahen wir ihn selbst bey

der Belagerung von Duni. Unter dem Vorwande, die Belagerungsoperationen zu beobachten, ließ er in einem Garten hinter den Laufgräben eine Reihe kleiner Zelte aufschlagen, wo er unter Tafelfreunden und Lustigmachern sich einer ununterbrochenen und zügellosen Ausschweifung in die Arme warf; von Geschäften war mit ihm gar nicht zu sprechen, er dachte auf nichts, als auf neue Mittel, seine Zeit zu tödten, und die abscheulichsten Gelüste zu befriedigen. Umgang mit verworfenen Weibern und Wüstlingen scheinen seine vielleicht glücklichern Naturanlagen verdorben zu haben. Geflissentlich wurden jungfräuliche Reize aufgespürt und fast täglich auf dem Altar seiner Lust geopfert; und in seinem Harem sollen Scenen von gränzenloser und zugleich lächerlicher Ausschweifung vorfallen, die sich der entartetste Europäer nicht ohne Erröthen könnte beschreiben lassen.

Im Lager hatte er drey Weiber bey sich, alle jung und ausnehmend schön. Eine aber bloß, die Tochter des Ministers Surji-Rao, ist seine wirkliche Geliebte, die andern leben in schmählichem Mangel und Hintansetzung, verabscheut von ihrem Gemahl, und verach-

tet und mißhandelt von ihrer begünstigten Nebenbuhlerinn, die sich vorzugsweise Baih nennt. Dieser Titel, ursprünglich ein Ausdruck der Achtung für Mutter und Schwester oder sonstige sehr nahe weibliche Anverwandte, ist von den Mahratten, wo die Frauen der fürstlichen Familie meistens Personen von großem politischen Einfluß sind, als ein Name angenommen worden, womit sie von der Menge, ohne die mindeste Unanständigkeit belegt werden können: denn sie meinen, kein Mann könne ein weibliches Wesen, das er Mutter oder Schwester nennt, anders als mit der größten Reinheit und Achtung betrachten. Im Vorbeygehen gesagt, eine Aufklärung über die Grundsätze asiatischen Zartsinns in Betreff der Frauen!

Meine Nachrichten über die Baihs habe ich einem alten Weibe zu danken, das bey der begünstigten Gattin des Muha Raj gedient hatte und plötzlich von ihr verstoßen und aus dem Lager gejagt, sich in den englischen Bazar flüchtete. Der Atmaram oder Geschäftsträger des Muha Raj ließ mich den andern Tag ersuchen, ihr keinen Aufenthalt bey uns zu gestatten, indem der Muha Raj und die

Baih gerechten Grund äußersten Unwillens gegen sie hätten. Ich schickte nach der Alten, um ihr diese traurige Bothschaft kund zu thun, und erfuhr, daß sie eine Mongolin war, die 3 Jahr bey der Baih gedient und sich mit Fertigen von Schnürbrüsten und Schleyern für ihre Gebieterin und deren Frauen beschäftigt hatte. In Ungnade war sie durch die Verleumdungen eines Cavallerie-Officiers von Surji Raos Truppen gefallen, der lange Zeit um ihre Gunst geworben hatte und weil er ihre Tugend nicht besiegen konnte, ihr erbittertster Feind geworden war. Die arme Alte beklagte sich über Scindias Grausamkeit, der sie so aus seinem Lager jagte, in einem rings von feindlichen Truppen beunruhigten Lande, und zu einer Zeit, wo keine Carawane nach ihrem Geburtslande zog.

Ministerium.

Scindias Ministerium bestand aus dem Premierminister Surji Rao, dem Raja Ambaji und dem Mamma.

Surji Rao war ein starker vierschrötiger Mann, nicht mehr als fünf Fuß hoch;

seine groben Gesichtszüge und ins besondere seine großen grauen, ungewöhnlich durchdringenden Augen, so wie sein ganzes übriges Aussehen gaben eine Ahnung seines Charakters. List, Grausamkeit und kühne Wildheit waren stark und mit lesbaren Zügen ausgeprägt; jedoch herrschte in seinem Betragen und in seiner Unterhaltung eine gewisse Lebhaftigkeit, welche Talent und Gewandtheit verrieth. Er trug einen Doti von einfärbigem Muslin, um den Leib gewunden und bis über die Waden herabhängend, eine kurze weiße Jacke und einen Sela oder Gazeshawl über die Schultern geworfen. Auf dem Kopfe hatte er eine kleine Mütze mit einer schmalen Schnur von Goldbrokat; die Enden davon hingen nachlässig auf die linke Schulter herab. Zwischen den Fingern spielte er ununterbrochen mit einer Art Rosenkranz von Perlen aus Sandelholz.

Ambaji, ein großer, noch frischer beynahe achtzigjähriger Greis, war viel einfacher gekleidet; er trug nichts als eine bunte Jacke, einen groben rothen Shawl und einen weißen Turban.

Der Mamma, oder Onkel, ist der

Mutterbruder des Muha Raj, ein kleiner Mann, etwas über 50 Jahr, von sehr dunkler Gesichtsfarbe, aber ausdrucksvollen Zügen: er kleidet sich in prächtigen Goldstoff und trägt mehrere Schnüre Perlen.

Die Ernennung des Surji Rao zum Premierminister fand den Beyfall des Heeres, die Kaufleute des Bazars aber geriethen darüber in Angst und Schrecken. Er hatte sich schon, ehe er zu diesem hohen Posten gelangte, zahllose Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten gegen sie erlaubt, was war nicht Alles gegenwärtig von seiner beynahe unumschränkten Macht zu fürchten! Man versah sich viele eingeschlagene Köpfe zu sehen, eine Todesart, die bey den Mahratten sehr gewöhnlich ist. Man zerschmettert nämlich dem Verurtheilten den Kopf mit einem großen Hammer, der sorgfältig dazu aufbewahrt wird.

Kaum war der neue Minister zwey Tage im Lager, so durchritt er die Bazars und besuchte die Buden der vornehmsten Kaufleute, die unter einander um seine Gunst wetteiferten und ihn durch Geschenke sich geneigt zu machen suchten. Seiner Seits sicherte er

sich die Liebe der Truppen dadurch, daß er eine große Summe unter sie vertheilen ließ und ihnen die baldige Auszahlung ihres rückständigen Soldes versprach.

Fast alle bisherigen Beamte des Sirkar wurden abgesetzt und ihre Plätze erhielten Creaturen des neuen Ministers. So verlor auch Atmaram, Scindias Resident im englischen Lager, seine Stelle, und zwey andere Officiere legten ihre Vollmachten vor. Laut diesen war der eine als unmittelbares Organ der Mittheilung zwischen den Engländern und Surji Rao angestellt, der andere hatte das bloße Geschäft eines Beobachters. Die Furcht, welche Surji Rao einflößte, war so groß, daß Atmaram ohne Abschied das englische Lager verließ, und als Scindia über dieses Benehmen seine Verwunderung äußerte, entschuldigte sich jener mit der Besorgniß, bey einer entgegengesetzten Handlungsweise Surji Raos Mißfallen zu erregen. Er erbat sich bey dieser Gelegenheit Scindias Fürsprache bey dem Minister, daß ihm derselbe einen förmlichen Abschied nachzuholen erlaube. Dieß wurde gestattet, Atmaram erhielt bey dem englischen Residenten Audienz und das ge-

wöhnliche Khilut oder Ehrenkleid als Geschenk.

Die unbeschränkte Gewalt des Ministers sprach sich täglich in den verabscheuungswürdigsten Grausamkeiten aus. Wer sich durch Rang oder Reichthum auszeichnete, lief Gefahr, Opfer seines Hasses zu werden. Er spielte ohne allen Prozeß mit Strang und Giftbecher, und eine noch schrecklichere Todesart bestand darin, daß er seine Opfer an große Racketen gebunden lebendig in die Luft sprengen ließ.

Eines Tages befahl er einem seiner Bedienten, den er in Verdacht eines vertrauten Umgangs mit seiner geliebten Juwahir hatte, beyde Hände, Ohren und die Nase abzuschneiden. Der Vollzieher des Auftrags ließ es bey der Verstümmelung eines Ohrs bewenden und den Unglücklichen die Flucht ergreifen, und hatte zum Lohn seiner Menschlichkeit, daß ihn Surji Rao in seinem Zorne halbtodt geißeln ließ.

Dem Verfasser sandte der Minister eine Uhr, die er kurz vorher von dem englischen Residenten zum Geschenk erhalten hatte und woran durch Nachlässigkeit eines Dieners die

Feder gebrochen war. Er ließ ihn bitten, diese Uhr wieder ausbessern zu lassen und versprach, ihm, auf Verlangen, für die verursachte Ungelegenheit, Nase und Ohren des Bedienten zu überschicken.

Alle diese Unmenschlichkeiten geschahen im Namen des Muha Raj; gleichwohl konnte es nur im berauschten Zustande geschehen, daß letzterer zu einer oder der andern seine Einwilligung gab, denn von Natur ist Scindia nicht grausam. Einem Menschen, der eines unbedeutenden Diebstahls überwiesen war, wollte Surji Rao Hände und Ohren abschneiden lassen. Der Muha Raj erfuhr das Urtheil noch zu rechter Zeit, widerrief es sogleich und schrieb eine weniger strenge, dem Verbrechen angemessenere Strafe vor. Dieser sichtbare Tadel des Ministers ließ Volk und Truppen wieder etwas leichter Athem schöpfen.

Auch fehlte es zwischen Scindia und seinem Minister nicht an Zänkereyen. Ersterer klagte, von einem Einkommen von anderthalb Krore Rupien erhalte er nicht mehr als 20 Lak, und der Letztere sagte dagegen, die Kaufleute und Wechsler gäben nichts auf ihn,

weil sie sähen, daß er nicht das volle Vertrauen seines Herrn besitze. Surji Rao machte einem alten Diener des Muha Raj, von dem er vermuthete, daß er bey seinem Gebieter in großem Einflusse stünde, Eröffnungen, die aber mit Verachtung aufgenommen wurden. Eben so wenig gelang es ihm, Scindia von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß er ihm aus seinem Privatschatze hinlängliche Fonds zum Solde der Truppen anwiese, um die Armee von einer Menge höchst lästigen Trosses zu befreyen. Scindia fürchtete, und vielleicht nicht ohne Grund, eine solche Summe den unsichern Händen seines listigen Schwiegervaters anzuvertrauen.

Bey einer andern Gelegenheit wurde der Stolz Surji Raos eben so gekränkt. Scindia hatte früher dessen Neffen, Patunkur, zum Zeichen besonderer Gunst, erlaubt, 50000 Rupien aus seinem Privatschatze zu entlehnen gegen die Versicherung, sie zu einer bestimmten Zeit zurückzuzahlen. Da er nun selbst in Geldverlegenheit kam und von seinen Gläubigern gepeinigt wurde, der Zurückzahlungstermin jener Summe aber verflossen war, gab er seinem Schatzmeister Be-

fehl, in Patunkurs Zelte Dhurna *) zu sitzen, was den Minister höchlich beleidigte und ihm sein verlornes Zutrauen bey dem Fürsten bewies.

Endlich schloß sich die Laufbahn dieses Ministers auf eine für ihn höchst traurige Weise. Er hatte sich in den Durbar verfügt und in Scindia gedrungen, auf einige seiner Vorschläge einzugehen. Letzterer gab ihm, nach seiner Gewohnheit, eine bloß ausweichende Antwort und hob plötzlich die Conferenz mit dem Befehl auf, anspannen zu lassen, weil er zu einem Elephantenkampfe fahren wolle. Im Augenblick seines Weggehens wiederhohlte Surji Rao seine Vorstellungen und war zuletzt so kühn, den Fürsten bey dem Kleide zu fassen und ihn mit Gewalt auf den Sessel niederziehen zu wollen. Über solchen Frevel erzürnt, legten einige Huzuryas, die gegenwärtig waren, Hand an den Minister, rissen ihn weg, und der Muha Raj sprang aus dem Zelte mit dem Befehle, den Verwegenen zu arretiren. Dieser bemächtigte sich eines Schwertes und widersetzte sich de-

*) Siehe weiter unten.

nen, die ihres Herrn Befehl vollziehen wollten. Es kam zu einem lebhaften Auftritte, worin beyder Seits einige blieben und mehrere verwundet wurden. Surji Rao erreichte sein Zelt, nachdem er zwey Männer mit eigener Hand umgebracht hatte, ward aber von des Muha Raj Soldaten verfolgt und unter dem zusammengestürzten Zelte ergriffen. Sie schleppten ihn in die Mitte des Lagers, wo er unter tödtlichen Stößen seinen Geist aufgab.

Im ersten Augenblick veranlaßte dieses Ereigniß eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Schohdas und anderes Gesindel glaubten die Gelegenheit benutzen zu müssen, um ungestraft plündern zu können. Doch dauerte es nicht lange, so standen die gesammten Truppen unter Waffen, Abtheilungen von Reiterey umringten das ganze Lager und Niemand durfte aus und ein. Während der Nacht stellte sich nach und nach die Ruhe wieder her und am Morgen war es, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre. Surji Raos Name war so allgemein verabscheut, daß sein Tod, so überraschend er war, auch nicht einen Augenblick Mitleiden erregte; noch weniger war von Rache die Rede.

So endete der grausamste, blutdürstigste und leidenschaftlichste Staatsmann, der seit Jahren in Hindustan eine Rolle gespielt hatte. Er war schnell und kühn in seinen Entwürfen, aber so wenig bedenklich über die Mittel zu seinen Zwecken, daß, statt diejenigen, deren Mitwirkung ihm den Erfolg sichern sollte, zu gewinnen, er ihnen bloß Unruhe und Besorgniß einflößte. Auch trugen alle seine Unternehmungen das Gepräge der Ungerechtigkeit und des Ehrgeitzes, und hatten selten einen glücklichen Ausgang, wie die Belagerung von Duni und die Verhandlungen mit Jypur bewiesen. Ein Hauptzug seines Charakters war wilde Grausamkeit. Unter keinem Minister, der jemals an der Spitze einer mahrattischen Herrschaft gestanden, ist so viel unschuldiges und achtungswerthes Blut geflossen, als unter ihm. Indeß sind wir der Wahrheit schuldig zu gestehen, daß auch während seiner kurzen Laufbahn Vieles geschah, das ihm nicht zur Last zu legen ist. Er genoß von Seiten des Muha Raj nie das Vertrauen und die Unterstützung, die ihn in Stand gesetzt hätten, seine militärischen Talente, welche ihm Niemand

streitig machte, in ihrer ganzen Größe zu zeigen.

Scindia soll, als er den Auflauf hörte, befohlen haben, das Leben seines Schwiegervaters zu schonen, und seiner anerkannt sanften Gemüthsart nach läßt sich dieß glauben. Allein der Befehl wurde, sey es aus Unkenntniß, oder sey es aus Vorsatz, nicht befolgt. Allem Anschein nach, freuten sich Scindias Höflinge einen Menschen zu beseitigen, der ein Gegenstand des Hasses für sie, des Widerwillens für ihren Herrn, des Schreckens für die Armee war und alle indischen Höfe mit Besorgniß erfüllte.

Die Baiy sank, als sie den Tod ihres Vaters erfuhr, in die tiefste Trauer. Scindia brachte die ganze Nacht bey ihr zu, um sie zu trösten und trocknete ihr mit eigener Hand die Thränen, die sie in Menge vergoß. Ihre Lage verdiente in Wahrheit die zarteste Schonung, denn sie war im sechsten Monat schwanger.

Die Leichname des Ministers und seiner gefallenen Parteygänger wurden über Nacht außer dem Lager an dem Ufer eines kleinen Flusses verbrannt.

Einige Zeit vorher hatte sich zwischen dem Muha Raj und Surji Rao ein heftiger Streit erhoben. Die Veranlassung dazu gab, daß die zur Bespannung des Wagens der Baih gehörigen Ochsen durch die Minas geraubt worden waren. Es war dieß geschehen, während jene Thiere auf die Weide getrieben wurden, und die nachsetzenden Truppen hatten die Räuber nicht mehr erreichen können. Scindia gerieth darüber in Wuth, und warf Surji Rao vor, daß er die Aufsicht über das Lager habe und doch dergleichen Räubereien sich ergäben. Dieser erwiederte, wenn ihm die Leitung der Geschäfte allein, ohne alle Einmischung von Günstlingen, überlassen bliebe, würde nie ein Halm Stroh entwendet worden seyn. Der Streit wurde lebhaft, Schwiegervater und Schwiegersohn trennten sich im höchsten Grade erzürnt gegen einander. Den folgenden Tag, als das Heer sich in Marsch setzte, blieb Surji Rao zurück und erklärte, nicht aufbrechen zu wollen. Der Muha Raj behandelte diese Weigerung sehr gleichgültig und that nichts, als daß er die Geliebte des Rebellen, Juwahir, unter Aufsicht zu nehmen befahl. Diese Trennung konnte der alte

Tropf nicht ertragen; er schrieb dem Muha Raj und bat, ihm seine Gemahlinn zurückzuschicken, indem er nicht ohne seine geliebte Juwahir leben, und man übrigens dieser Person selbst nichts vorwerfen könnte. Der Streit wurde endlich durch Gopal Rao beygelegt, der in eigner Person den Minister holte. Drey Tage darauf gab letzterer dem Muha Raj ein Fest, wobey sie sich zusammen betranken und die ganze Nacht in Gelüsten zubrachten.

Scindia und die Baih fasteten während der ersten 24 Stunden nach Surji Raos Tode. Dieses Fasten gilt in Hindustan als der unzweydeutigste Beweis von Trauer, den man dem Andenken eines Verstorbenen geben kann. Die Baih ließ die Gebeine ihres Vaters sammeln, um sie in einem weißbaumwollenen Sack durch Brahminen an die Ufer des Ganges tragen und in diesen heiligen Fluß versenken zu lassen. Während ihrer Trauerzeit ward sie für unrein angesehen; es durfte Niemand mit ihr speisen oder sie anrühren, ehe zehn Tage vorüber waren; alsdann reinigte sie sich durch ein Bad und durch reichliches Almosen, das sie unter die Brah-

minen austheilte. Ihre Hoffart und Hartherzigkeit hatte sich durch ihr Unglück nicht gemildert. Sie ließ den Gegenstand ihres unversöhnlichen Hasses, die arme Juwahir, vor sich führen, unbarmherzig mit einem Rohr schlagen, und ihr, zur gänzlichen Demüthigung, Pantoffelstreiche ins Gesicht geben. Man setzt hinzu, vielleicht aber aus Verleumdung, daß die Baiy in eigener Person Hand an sie gelegt habe. Der Muha Raj seiner Seits drohte ihr mit Nas- und Ohrenabschneiden, begnügte sich aber, ihr, was sie in dem kurzen Sonnenschein ihres Glücks von Geschmeide und Gold zusammengerafft hatte, zu rauben, und schenkte ihr, mit dieser Rache zufrieden gestellt, die Freyheit. Khreratur, eine zweyte Geliebte Surji Raos, theilte dieselbe Strafe und mußte bey einem Lak Rupien hergeben. Sie schrie gewaltig über die Ungerechtigkeit, ihr, was sie rechtmäßigen Gewinn auf zwölfjährigen Betrieb ihres Gewerbs nannte, zu nehmen, und schrieb, als sie alle Vorstellungen fruchtlos sah, einen wüthenden Brief an den Muha Raj, mit der Erklärung: sie brauche, wenn sie vor ihn kommen könnte, nichts als ein Lied zu sin-

gen, um wieder alles von ihm zurückzuerhalten.

Audienz und Empfang fremder Gesandtschaften.

Kurz nach meiner Ankunft im Lager begleitete ich unsern Residenten zu einer Audienz bey dem Muha Raj. Man empfing uns in einem kleinen Zelte von scharlachrothen Tuch mit seidenem, höchst bizarr gezeichnetem Besetz. Scindia saß ungefähr in der Mitte auf einem breiten viereckigen Kissen, das mit Goldbrokat überzogen war; den Rücken lehnte er an ein rundes Polster, und seine Arme ruhten auf zwey platten Kissen. Alles war mit dem nämlichen kostbaren Zeuge überzogen und machte zusammen eine Art von Thron, den man in der Landessprache Musmud oder Guddi nennt. Die Kleidung des Fürsten war höchst einfach; er trug einen purpurrothen Turban und einen alten gelbseidenen Rock, der Ilkalik heißt; über die Achseln hing ihm nachlässig ein abgeschossener lilasfärbiger Schawl, und den Hals zierten mehrere Schnüre großer Perlen und unge-

schnittener Smaragden. Für den Perlenschmuck ist er so eingenommen, daß man ihm den Zunamen Moti Wala, Perlenmann, gegeben hat. Zu beyden Seiten des Thrones lagen mehrere pferdehaarene Decken ausgebreitet, die man bey höchstfeyerlichen Gelegenheiten gegen kostbare Teppiche vertauscht. Auf diese Decken lassen sich die Surdars oder Höflinge und andere, die dem Durbar beyzuwohnen haben, nieder. Es verstößt gegen die Etiquette, wenn der Muha Raj oft selbst spricht. Thut er es dennoch, so ist seine Stimme sanft und sein Ton leutselig; man hält ihn in der That allgemein für einen gutmüthigen Mann. Mehrere Surdars vom ersten Rang saßen um den Thron und richteten von Zeit zu Zeit die Rede an den Fürsten, um ihm zu melden, was vorgegangen, und seine Befehle zu empfangen. Wir hatten unsern Platz zur Linken, und unmittelbar vor uns stand der Pundit Atmaram, als unser Dollmetscher. Die Surdars waren insgesammt höchst einfach gekleidet, denn ihrem ganzen Benehmen suchen sie den Schein größter Einfachheit zu geben, ob sie gleich vielleicht die eitelsten und unwissendsten Menschen sind,

die man unter dem Adel irgend eines Landes finden kann. Sie erkundigten sich alle nach unserm vorigen Residenten M. M**, wo er jetzt wäre, wann wir ihn erwarteten u. s. w.; als wir aber erwiederten, er befände sich gegenwärtig in Murschebad, der Hauptstadt von Bengalen, war Niemand in dem Durbar, der nur einen Begriff zu haben schien, wo diese Stadt läge.

Gegen Ende des Feldzugs kehrte Herr M** zurück und trat seine Stelle als englischer Resident bey Scindia wieder an. Wir gingen ihm alle entgegen, und ungefähr eine Meile weit stieß Gopal-Rao-Buo zu uns, umgeben von mehreren Surdars und einem glänzenden Gefolge, ebenfalls in der Absicht, ihn nach dem Lager zu geleiten.

Dieser Gopal-Rao-Buo ist — im Vorbeygehen gesagt — unter allen Häuptlingen, außer der eigenen Familie des Muha Raj, durch seinen Rang und Charakter der Ausgezeichnetste. Er ist ein Brahmine, und man gesteht ihm einstimmig mehr Kenntnisse und Rechtschaffenheit als irgend einem seiner Kaste zu. Er hat ein schönes Ansehen und zeigt in seinem Benehmen Würde, jedoch nicht

ohne gewissen Stolz. Bey allen diesen Vorzügen erlaubt er sich aber zuweilen Grausamkeiten, die seine Abkunft verrathen.

Ich fahre jetzt in meiner obigen Erzählung fort. So wie sich bey solchen Gelegenheiten die Anführer begegnen, steigen sie von ihren Elephanten herab, um sich zu umarmen. Die Surdars und andere vornehmere Officiere werden gegenseitig vorgestellt, und nach einigen vorschriftsmäßigen Complimenten trennt man sich und jeder kehrt nach seinem Quartier zurück.

Jene Mischung von Niedrigkeit mit Glanz, die einen so auffallenden Zug im Charakter der Mahratten bildet, zeigte sich bey dieser Gelegenheit in vollem Lichte. Mehrere Surdars ritten auf Elephanten mit silbernen Sitzen und reichgestickten Decken. Auf diese prächtigen Sitze gelangten sie mittels der Schwänze der Thiere und der Sattelriemen, als ob sie an Schiffsrippen hinankletterten.

Den zweyten Tag nach seiner Ankunft legte der Resident seinen ersten Staatsbesuch bey dem Muha Raj ab. Scindia war ihm zum Empfang bis über den Bezirk seiner Zelte entgegen gegangen. In seinem Gefol-

ge hatte er alle Surdars der Armee und seine ganze Reiterey, die durch allmähliges Ausreißen bis auf 3000 Mann zusammen geschmolzen war. Diese Truppen stellten sich in Halbmond, und in der Mitte desselben stieg der Muha Raj von seinem Palankin herab. Der Resident beobachtete nach genau vorgeschriebener Etiquette aufs Pünktlichste dasselbe. Scindia war prächtig in Goldbrokat gekleidet, mit einer Menge Perlen und Smaragden um Hals und Arme. Nach den gewöhnlichen Zeremonien kehrte er in seine Zelte zurück, und wir folgten ihm in einiger Entfernung nach.

Im Durbar fiel nichts als das Gewöhnliche vor, außer einer Menge Glückwünsche, mit denen man Herrn M*** seiner Rückkunft wegen überhäufte. Beym Abschied wurde Pan und Uttur herumgegeben, und der Resident empfing die gebräuchlichen Khiluts; unglücklicherweise bestanden sie aus einem lahmen Pferd, einem blinden Elephanten, und die Schawls und andern Artikel waren so schlecht, als sich nur denken läßt. Abends schickte der Muha Raj dem englischen Minister ein Zygafut oder ein Vesperbrot von

eingesottenen Früchten, Zuckerwerk, Rosinen, Mandeln und dergleichen. Dabey war noch eine Börse mit 1000 Rupien, die sogleich der Dienerschaft überlassen wurde. Der Surdar, welcher es überbrachte, erhielt für seine Mühe ein Khilut.

Die wichtige Frage, zu wissen, wie viel Khiluts der Muha Raj zu erhalten habe? beschäftigte mehrere Tage. Bey solcher Gelegenheit findet man es nicht unanständig, Hab- und Sparsucht einander gegenüber zu verrathen. Eine von den lächerlichsten Forderungen, die von Seite des Muha Raj gemacht, und auf der hartnäckig bestanden wurde, war die eines Khilut für den Raja Desmukh, der schon zwey Monate todt war. Zum Vorwand gab man, daß sich der Schmerz der Baih, seiner Mutter, eben etwas zu beschwichtigen anfange, daß man aber fürchten müsse, ihre Wunde von neuem aufzureißen, wenn sie sich erinnere, wie ihr theurer Sohn, wenn er noch lebte, auch seinen Theil an den Geschenken der Engländer würde gehabt haben. So lächerlich in der That diese Ansprüche waren, so wurden sie doch so oft und so ernstlich wiederhohlt, daß sich der Resident endlich genöthigt fand,

einzuwilligen; mithin wurden ein Pferd, ein Elephant und die gewöhnlichen Nebengeschenke dem Schatten des Verblichenen dargebracht.

Besucht den Muha Raj eine Person von Stande, so schickt er seinen Musnud oder Thron voraus und läßt ihn zu seinem Empfang an die obere Wand des Zeltes stellen. Sonst geschieht alles wie im Durbar, außer daß ihm der Wirth vorm Weggehen noch die gewöhnlichen Erfrischungen reicht. Dießmal übergab ihm unser Resident, außer den verabredeten Khiluts, noch im Namen des General-Gouverneurs einen prächtigen mit vier schönen Arabern bespannten Wagen; der Ausschlag desselben war von purpurrothem, mit Sternen in Gold gesticktem Sammet, und die Livree der Kutscher nicht minder prächtig. Scindia schien über dieses reiche Geschenk im höchsten Grade erfreut; zu Hause aber kam ihm der Argwohn, daß irgend eine böse Absicht dahinter stecken könne, und er ließ daher alle Kissen des Wagens auf das sorgfältigste untersuchen, bevor er ihn zu besteigen wagte. Endlich Nachts um 11 Uhr nahm er darin an der Seite der Baih Platz, und ließ sich eine

Stunde lang in dem Lager herumführen. Doch schien er unzufrieden, daß der Wagen nicht bedeckt war, weil er sich der Neugier des Volks ausgesetzt fand.

Empfang einer auswärtigen Gesandtschaft.

Den 26. April traf ein Gesandte von Jypur ein. Der Muha Raj, der sich bey solchen Gelegenheiten in allem Pomp zeigt, empfing ihn in eigener hoher Person vor dem Lager. Seine ganze Reiterey stand unter Waffen in zwey Reihen, die für den Zug eine Straße bildeten. Ein ungeheures Gefolge, eine bunte Menge fliegender Fahnen, die auserlesene Schönheit der reichaufgeschirrten Pferde und Kamehle, Alles vereinigte sich zu einem prachtvollen Schauspiele.

Der Botschafter Kusalli Ram, oder wie man ihn gewöhnlich nannte Buhara, d. i. Kaufmann, war ein alter vielverdienter Staatsdiener des Rajah, der aber eben deßhalb auch viele Feinde an seinem Hofe hatte. Der bedeutendste unter diesen war der Diwan Rai Tschund, der ihn früher bey folgender Gelegenheit zu stürzen suchte: In

der Schlacht bey Malpura gegen Lakwa Da=
da, einen der besten Generale Maduji Scin=
dias, wurden die Rajputs gänzlich geschla=
gen, und flohen, sammt dem Raja, in Ver=
wirrung nach der Hauptstadt, alles, selbst die
Frauen der fürstlichen Familie, der Willkühr
der siegreichen Mahratten preisgebend. In
diesem schwierigen Augenblick sammelt Ku=
salli Ram sein Corps, nimmt die Wägen,
worin die Frauen sitzen, in die Mitte, und
thut zu ihrer Vertheidigung Wunder der
Tapferkeit, bis die Stadt glücklich erreicht
ist. Eifersüchtig über diese Heldenthat, raun=
te der Diwan seinem Herrn zu, Kusalli Ram
könne einem so an Zahl überlegenen Feind
unmöglich Widerstand geleistet haben, ohne
mit dem Heerführer der Mahratten in Ein=
verständniß gewesen zu seyn. Diese treulosen
Einflisterungen thaten erwünschte Wirkung.
Der Buhara wurde auf Befehl seines eben
so undankbaren als schwachen Gebieters au=
genblicklich in Kerker geworfen und blieb dar=
in bis zu dem Zeitpuncte, wo die Lage des
Staats selbst seinen Feinden über die Unent=
behrlichkeit seiner Talente die Augen öffnete.

Er hatte bey seinem Einzuge eine Men=

ge reicher Geschenke für den Muha Raj bey sich, unter andern vier Pferde und zwey Elephanten im kostbarsten Geschirr; was aber für Scindia das allerangenehmste war, zwey Gesellschaften Tänzerinnen von hinreißender Schönheit, dieß war das wahre Mittel, dem Muha Raj ans Herz zu kommen: die Stimme des Rechts und der Politik würde weit weniger Eindruck auf ihn gemacht haben.

Es eröffneten sich unmittelbar nach seiner Ankunft zwischen ihm und Scindias Minister mehrere Conferenzen; doch fanden sich die Forderungen des Durbar Anfangs so überspannt, daß seine Vollmachten nicht hinreichten und er von seinem Gebieter neue erbitten mußte. Dagegen machte der Botschafter auch seine Ansprüche: er legte einen Stand über den Schaden vor, den sein Land binnen zwey Jahren durch die herumstreifenden Truppen erlitten haben sollte, und diese Note belief sich auf 40 Lak Rupien. Ohne Zweifel war dieser Anschlag übertrieben; sollte er aber auch selbst noch unter der Wirklichkeit seyn, so könnte ich wenig Mitleiden mit einem Volke haben, das bey so vielen natürlichen Vortheilen, freywillig

seinen Nacken unter das schimpflichste Joch beugt.

Jener ritterliche Muth und das hohe Ehrgefühl, welches die Rajputs so besonders auszeichnete, scheint ganz ausgestorben und in eine an Fühllosigkeit gränzende Entnervung, die sich nur mit innern Ränken beschäftigt, ausgeartet zu seyn. Es sey mir erlaubt, ein Beyspiel von dem Geiste zu geben, der sie ehemals beseelte: Als die Jats noch in ihrer vollen Macht waren, wallfahrete Juwahir-Singh, der Sohn Suruj-Muls, ihres Anführers, mit einer ansehnlichen Bedeckung nach dem berühmten Tempel zu Pokur in der Gegend von Ajmir *). Bey seiner Rückkehr zog er in großem Pomp unter die Mauern von Jypur und ließ zu Ehren seiner Person die Nukaru, eine ungeheure Kesselpauke, rühren, was nur allein dem regierenden Haupte zukommt. Der geräuschvolle Klang wurde bis in dem Durbar gehört, wo der Rajah saß, umgeben von seinem ganzen Adel, unter dem sich mehrere Glieder seiner eige-

*) Siehe unten.

nen Familie befanden. Diese, unwillig auffahrend bey dem Klang, zogen ihre Schwerter und schwuren, den übermüthigen Knecht zu züchtigen, der es wagte, seinen einstigen Herren Hohn zu sprechen. Die Jats waren nämlich kurz vorher nur Zumendars des Jypur-Staats gewesen. Umsonst versuchte der Raja, sie zu besänftigen, sie zogen aus, riefen alle echte Rajputs zum Verein auf, sammelten was sie von Truppen an sich ziehen konnten, und griffen getrost den Juwahir-Singh mit seinem Heere an. Dieser hatte indeß ein beträchtliches Corps waffengeübter Sipoys und einige Artilleriebrigaden, unter dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Sumru, bey sich. Der Kampf war furchtbar, und ein, unstreitig übertriebener, Bericht gibt den Verlust der Rajputs auf 40000 Köpfe an. Dennoch hatten die wenigen Übriggebliebenen die Freude, daß sie Juwahir-Singh die Flucht ergreifen sahen. Er verdankte seine Rettung einzig der Artillerie Sumrus. Bukht Singh, ein junger Prinz aus der Familie Judpur, führte den Angriff an und fiel mit der Blüthe der edlen Rajputs in diesem verzweiflungsvollen Kampfe.

Der jetzige Raja von Jypur entehrt den erhabenen Rang, den er einnimmt, und die Familie, aus welcher er stammt. Wiewohl noch sehr jung, ist er durch seine übermäßigen Ausschweifungen schon vollkommen entnervt an Geist und Körper. Seine Launen sind gränzenlos und unerträglich. Wo es Befriedigung seiner Leidenschaft gilt, berücksichtigt er weder Opfer noch Folgen; er setzt Ehre und Zucht aus den Augen, wenn er nur den nichtigsten Zweck erreichen kann. Jüngst hatte er seine Neigung (wenn seine physischen Lüste diesen edlen Namen erhalten dürfen) auf eine gemeine Lustdirne, Namens Kufur, buchstäblich Kampferessenz, geworfen und seine Leidenschaft so bloß gegeben, daß er in Europa ins Tollhaus gesperrt worden wäre. Zuerst schenkte er ihr ein Jaghir (ein Lehn), das zum anständigen Unterhalt seiner rechtmäßigen Frau und Familie bestimmt war, und später gab er ihr einen reichmeublirten Pallast, eine glänzende Bedienung aller Art, Elephanten, Kamehle u. s. w. Nicht genug, daß alle diese Ausgaben dem öffentlichen Schatze zur Last fielen; er trieb seine Unverschämtheit gegen alle indische Sitte so

weit, daß er sich mit seiner Concubine öffentlich in den Straßen der Hauptstadt zeigte, wie er sie, auf einem Elephanten hinter ihr sitzend, mit einem Fächer abkühlte. Das Befremden der Rajputs war so groß, daß sie von allen Seiten herbeyströmten, sich mit eigenen Augen von der Selbsterniedrigung ihres Fürsten zu überzeugen. Er hatte sich nicht gescheut, die edelsten Takurs seiner Residenz zu diesem schimpflichen Aufzuge einzuladen; der größte Theil aber empörte sich über eine solche Zumuthung und ertheilte eine abschlägige Antwort.

Es soll dem Gerücht nach ein Bündniß zwischen den Rajahs von Judpur und Jypur im Werke seyn. Ein solches Ereigniß würde mit einem Male Scindias und Holkars Macht untergraben, denn es wäre ihnen das Feld abgeschnitten, wo ihnen seit so vielen Jahren immer ihr Weitzen geblüht hat. Eine Verbindung der Rajputstaaten unter dem Schutze des indischen Gouvernements würde die beste Maßregel seyn, um eine dauerhafte Ruhe der ganzen Halbinsel zu verbürgen. Die östlichen und westlichen Gränzen der englischen Besitzungen erhielten einen Zusammenhang und

würden eine furchtbare Vormauer gegen jeden Einfall von Norden bilden. Hauptsächlich befänden sich dadurch die Mahratten in ihre natürlichen Gränzen zurückgewiesen, und sie sind gerade das einzige Volk Indiens, das seinen Gewohnheiten und Grundsätzen nach immer geneigt ist, seine Macht auf Kosten der Hülfsmittel seiner Nachbarn zu vermehren.

Khiluts oder Ehrengeschenke.

So sehr der Gebrauch, sich durch Geschenke zu beehren, besonders in einem Mahratten-Lager, wo er mehr einem Handel als einem Complimente gleich sieht, unsern europäischen Begriffen von Delicatesse zuwiderläuft, so allgemein ist er dennoch beynahe durch ganz Asien, und wenigstens finden wir ihn so gut als in Persien, auch in Hindustan.

Gibt es viele Khiluts zugleich zu vertheilen, so werden sie einzeln in Päckchen eingemacht aufgestellt, und ein an jedes Packet befestigter Zettel trägt den Namen der Person, der er bestimmt ist. Derjenige, der die Austheilung vorzunehmen hat, führt eine nach dem Range geordnete Liste dieser

Namen in der Hand, und sucht darnach das betreffende Packet. Hat er es gefunden, so legt er dasselbe auf ein Schild und läßt es vor die Person, der es bestimmt ist, hinstellen. Der Empfänger gibt seinem Bedienten einen Wink es wegzutragen, sonst aber kein Zeichen der Erkenntlichkeit von sich. Der Werth des Khiluts wird nach dem Range desjenigen, der zu beschenken ist, abgemessen. Die gewöhnlichen heißen Pench-parchu, oder fünf Stücke, weil sie ein Paar Shawls (die für ein Stück gelten), ein Stück Brocat, zwey Stücke weißen Kleiderstoff und einen Turban enthalten. Bey gewissen Gelegenheiten fügt man noch Juwelen, aber gewöhnlich falsche und werthlose, bey; Prinzen, Gesandte und hohe Personen erhalten noch darüber einen Elephanten und ein Pferd. An Scindias Hofe sind die Khiluts äußerst schlecht; man wählt dazu die gröbsten Zeuge, und der Muha Raj ergreift gewöhnlich diese Gelegenheit, ein lahmes Pferd oder einen abgetriebenen Elephanten los zu werden. Indeß habe ich gesehen, daß ihm ein Surdar ein Paar Shawls, die ihm nicht gefielen, zurückgab und andere dafür verlangte, dieß

aber mit so wenig Umständen, als ob er eine Waare in einem Kaufladen gekauft hätte. Sein Neffe und muthmaßlicher Thronfolger, der Raja Desmukh, erdreistete sich, ihm gleicher Gestalt einen Elephanten zurückzuschicken der wirklich makellos war, ihm aber nicht schön genug dünkte.

Als der Gesandte von Jypur Scindias Lager verließ, war es keine geringe Angelegenheit, über die Geschenke, die man sich gegenseitig zu machen hatte, einig zu werden. Als indeß der Tausch zu Stande gekommen, fand es sich, daß der dem Wukil geschenkte Elephant blind und lahm war; ferner war ein Halsband von so schlechten Perlen, daß die Gesandtschaft sich weigerte, es anzunehmen und folglich auch nicht abreisen wollte. Endlich vereinigte man sich dahin, daß der Officier, welcher die Gesandtschaft nach Jypur zu begleiten hatte, daselbst, zum Ersatz für das, was schadhaft wäre, etwas anderes kaufen sollte.

Dhurna und Anleihen.

Scindia kommt durch seine Geldverlegenheiten bisweilen in Lagen, die für einen re-

gierenden Fürsten so lächerlich sind, als man sich nur denken kann. Ich war mit zwey Khans bekannt, die ein starkes Truppencorps in Diensten des Muha Raj befehligten; einer ihrer Leute sagte mir, daß seine Herren in der größten Noth und zur Bestreitung ihrer täglichen Ausgaben gezwungen wären, Gelder zu fünf Procent für den Monat aufzunehmen. Sie hatten an den Muha Raj bey sieben Lak Rupien zu fordern, und wenn er sie nicht auf der Stelle bezahlte, wären sie entschlossen, bey seinem Zelte Dhurna zu sitzen.

Diese sonderbare Sitte, einen Schuldner zum Zahlen zu zwingen, ist bey den Mahratten allgemein, und Scindia erfreut sich darin keiner Ausnahme. Derjenige, welcher Dhurna sitzt, geht in das Haus oder Zelt desjenigen, den er zum Bezahlen zwingen will, und weicht nicht von der Stelle, bis er befriedigt ist. So lange als dieß dauert, darf der Schuldner keinen Schritt über die Schwelle thun und selbst ohne Erlaubniß seines Gläubigers mit Niemanden sprechen.

Dennoch ist der Dhurna festen und unveränderlichen Regeln unterworfen. Wird er

aufs strengste ausgeübt, so bringt der Kläger eine gewisse Anzahl Freunde mit, die das Haus, ja selbst das Bett seines Gegners umringen. Er hat das Recht, Letzterm jede Nahrung vorzuenthalten, doch muß er sich dagegen denselben Fasten unterziehen, und der stärkste Magen trägt also den Sieg davon.

Derselbe Gebrauch war vordem in der Provinz und Stadt Benares so allgemein, daß sich die Brahminen zu dem Zweck ordentlich im Fasten übten. Sie setzten sich an die Thüre eines Reichen und blieben hungernd, bis er ihnen eine gewisse Summe Geld gegeben hatte. Die Lebenserhaltung eines Brahminen ist so unbedingte Pflicht, daß die Forderung geleistet wurde, jedoch immer erst nachdem seine Ausdauer eine harte Probe bestanden hatte: denn das Geld ist das Leben und die Seele aller Hindus.

Auch gibt es in dem Mahratten-Lager mehrere Brahminen, die sich verdingen, für diejenigen Dhurna zu sitzen, welche sich der Gefahr Hungers zu sterben nicht aussetzen wollen. Jene beyden Khans führten endlich ihre Drohung aus und saßen bis spät in die Nacht an dem Zelte des Muha Raj Dhurna,

endlich verglich er sich mit ihnen und gab ihnen Tratten auf die englischen Subsidiengelder, die aber drey Jahr zu laufen hatten. Ein zweytes Mal ließen sie es jedoch nicht bey dem gewöhnlichen Dhurna bewenden, sondern drangen mit dem Schwerte in der Hand bey dem Muha Raj ein und zeigten sich fest entschlossen, ihr Recht zu behaupten. Da man den Ausbruch eines allgemeinen Aufstandes im Lager befürchtete, sandte man ihnen noch denselben Abend 2000 Rupien mit dem zuverlässigsten Versprechen, Alles zu ihrer Zufriedenheit auszugleichen. Dieß bewog sie, wieder in ihre Zelte zurückzukehren. Kaum hatten sie aber dieselben erreicht, so wurden sie von zwey starken Bataillons mit acht Kanonen umzingelt. Tags darauf schickte ihnen Scindia den ausdrücklichen Befehl zu, das Lager zu räumen und sich in Marsch zu setzen, verpflichtete sich jedoch dabey, ihre Schulden in den Bazars, die sich auf 3 Lak Rupien belaufen konnten, zu bezahlen, und ihnen außerdem 20000 Rupien zu ihren dringendsten Bedürfnissen zu übermachen. Dem gemäß gingen die Khans vom Hauptheer ab und schlugen ihre Zelte vor unsern Linien auf.

Hier blieben sie drey Tage unter dem härtesten Mangel: sie hatten keinen Credit mehr, und Scindia mußte sogar zwey Compagnien Sipoys aufstellen, um sie gegen die Wuth ihrer Gläubiger zu schützen. Sie verkauften alle überflüssigen Waffen und Kleidungsstücke zu einem Spottpreis, um nur etwas bares Geld in die Hände zu bekommen, und mehrere ihrer Leute, die sich gar nicht mehr zu helfen wußten, machten auf die umherlaufenden Feldratten Jagd, um die laute Mahnung der Natur zu stillen.

Während dem unterhandelte man mit Surji Rao, der vorgab, sein Herr sey betrunken gewesen, als er den Khans befohlen, das Lager zu verlassen, und versprach, sich zur Schlichtung des verdrießlichen Streits auf das Beste zu verwenden. Da jenes Corps nicht nur das stärkste, sondern auch das disciplinirteste im ganzen Heere war, so hätte man glauben sollen, daß ein Vergleich Statt finden werde; aber es schlug fehl und am vierten Morgen zog die Schar ab. Es versteht sich von selbst, daß von Erfüllung dessen, was Scindia versprochen hatte, nicht weiter die Rede war; er bezahlte weder die Schul-

den des Bazars, noch dachte er an jene 20000 Rupien, die er ihnen nachschicken wollte.

Die Art, wie sich die indischen Fürsten in dringenden Fällen Geld verschaffen, ist folgende: Sie machen Pats oder Creditscheine, worüber mit den Wechslern im Lager verhandelt wird. Der Abzug richtet sich nach dem Grade der Sicherheit, welche die Regierung leisten kann. Gewöhnlich sind es Anweisungen auf die Einkünfte der Provinzen, oder auf die Hülfsgelder, welche die zinspflichtigen Staaten zu zahlen haben. Der Abzug ist immer sehr beträchtlich, und die Käufer bezahlen sie mit Wechseln, auf lange Zeit, die Burats heißen, und welche die Truppen als Löhnung annehmen müssen. Weil nun diese das Geld nöthig brauchen, so kaufen die Aussteller (welche oft im Namen des Muha Raj selbst negozieren) jene Wechsel mit einem Verlust von 20 oder 30 Procent wieder an sich. Bey einem solchen Finanzsystem darf man sich nicht wundern, daß die Regierung in immerwährenden Geldverlegenheiten steckt und dagegen die Wechsler, durch welche Alles geht, die eigentlichen gebietenden Herren sind.

Am schwerestен begreift man, wie eine solche Ordnung der Dinge bestehen kann. Ich meines Theils finde mich außer Stande, diese Aufgabe zu lösen, wenn ich nicht Gewalt und Gewohnheit als Erklärungsgründe annehmen will; denn was ist es anders als Gewalt, wodurch sich diese Regierung beynahe alle benachbarte Staaten ohne Ausnahme zinsbar macht, und was ist es anders als Gewohnheit, was ein heimathloses Heer an Fahnen fesselt, die es ehedem zu Sieg und Beute führten? Indeß müssen zwey so schwache Stützen früher oder später brechen, und ihre Unzulänglichkeit fängt schon an fühlbar zu werden. Scindia ist fast von seinen hindustanischen Truppen verlassen, und ihre ungünstigen Berichte daheim müssen mit der Zeit jeden Abenteurer von seinen Diensten abmahnen. Wahrscheinlich werden es auch seine Truppen aus Dekan bald vortheilhafter finden, bey ihrem Herde zu bleiben, oder in die Dienste der Regierungen des Peischwa und Bhonsla zu treten, die auf festerm Grunde ruhen.

Nun noch zuletzt einige Beyspiele von den immerwährenden Händeln, die Scindia mit seinen Gläubigern hatte.

Ein Tumoli oder Pan-Verkäufer kam eines Tages und wollte seine Papiere bezahlt haben; da er nicht befriedigt wurde, so nahm er mit Gewalt ein Kupfergeschirr mit fort, worinnen man zu Scindias eigenem Gebrauch das Wasser aufbewahrte. Ein anderer, dem der Puhna-Gesandte seine Schuld nicht zahlte, schnitt sich vor dessen Zelte die Kehle ab. Das Volk lief zusammen und wollte den Leichnam wegtragen, die Verwandten und Freunde des Unglücklichen aber ließen ihn nicht anrühren: der Gesandte sey an seinem Tode Schuld, schrien sie, sein Blut komme über sein Haupt. Der Gesandte, äußerst darüber betroffen, begab sich zu Scindia, der den Körper fortschaffen ließ und das Volk mit dem Versprechen, die Schuld zu zahlen, beschwichtigte. — Ein Mahratten-Surdar, den man immer mit schönen aber leeren Versprechungen hingehalten hatte, kam in einen solchen Anfall von Verzweiflung, daß er 14 Pferde, die mit ihm Hungers sterben sollten, umbrachte. Man darf nicht glauben, daß dieß aus Mitleid mit den armen Thieren geschah: es war nichts als ohnmächtige Wuth; und es freute ihn der Gedanke, Aufsehen zu

machen und dem Fürsten, der ihn so aufs Äußerste gebracht hatte, allgemeinen Tadel zuzuziehen. — Ein anderer Surdar hielt im Quartier des Muha Raj mit allen seinen Pferden, Kamehlen und Elephanten Dhurna und brachte sich dadurch eine gute Abzahlung auf seine Forderung zu Wege.

Bey all diesem allgemeinen Elende stolzirten mit aller Pracht und Gefolge von Nabobs drey bis vier Kulamuts oder Musiker, im Lager herum, die Scindias Günstlinge sind, denen er es an nichts fehlen ließ, und die immer ihre Beutel gespickt mit Gelde voll hatten; zum großen Ärger einer Menge achtbarer Officiere, die ihren Dienern kaum einen Bissen Brot und ihren Pferden kaum ein Korn Futter geben konnten.

Zahlungen der englischen Compagnie an die Mahrattenfürsten.

Die englische Compagnie steht mit mehreren indischen Fürsten in den seltsamsten Verhältnissen. Sie versteht sich trefflich auf jene alte Maxime, die in der Geschichte der Politik schon lange vor Machiavel im Schwunge war: Divide et impera. Dieser Maxime nach

nährt sich der immerwährende Krieg jener Fürsten unter sich selbst durch ihre Hülfsgelder. Solche Gelder bezog damals auch Scindia. Sie beliefen sich vierteljährig auf anderthalb Lak Rupien; ein Lak erhielt Scindia selbst, achtzig tausend Rupien sollten dem Namen nach einige seiner ersten Häuptlinge des Durbar beziehen; ich sage dem Namen nach, denn in der Wirklichkeit ist es doch Niemand anderer als der Muha Raj, der die ganze Summe sich zueignet. Hierzu kommen noch fünf und siebenzig tausend Rupien statt des Jaghirs, welcher beym Frieden 1805 der Buezah-Baih, der Lieblingsgemahlinn Scindias, ausgesetzt worden war. Der Muha Raj zog den Empfang dieser Summe an baarem Gelde dem Besitze des Grundstücks selbst vor, das einer strengen, einer Mahrattenregierung widerwärtigen Gerechtigkeitspflege unterworfen war. Braucht ein Mahrattenfürst Geld, oder will er einen dringenden Gläubiger befriedigen, so stellt er auf diese englischen Subsidien eine Anweisung aus; dieß sind die einzigen Fonds, die im Handel einen Credit haben, und sie verkaufen sich mit einem Abzug von 18 bis 30 Procent, je nachdem

sie kürzere oder längere Zeit zu laufen haben. Damals ging das Gerücht, daß Scindia seine Subsidiengelder schon auf achtzehn Monate voraus an einen reichen Wechsler verkauft hätte.

Subudar.

Genau weiß ich eigentlich nicht zu sagen, was ein Subudar bedeutet. Es scheint diese Würde einige Ähnlichkeit mit den römischen Proconsuln zu haben, die in die Provinzen gesendet wurden, um Aufsicht über die Angelegenheiten und Besitzungen der Republik zu führen. Holkar und Scindia haben ausgedehnte Domainen in Udipur und Mewar. Sie unterhalten darinnen, jeder für seine Rechnung, einen Subudar. In den Provinzen, die Scindia ganz gehören, ist der Subudar bloß Gouverneur. Wenn der Muha Raj seine Staaten durchreist, kommt ihm der Subudar entgegen und sorgt für alles Nöthige zu seinem Empfang. Bey der Langsamkeit und Feyerlichkeit, mit der gewöhnlich die indischen Fürsten reisen, fällt das Letztere nicht schwer zu vollziehen. Denn am Tage des Aufbruchs schickt der Muha Raj

gewöhnlich in großem Pomp den Jurih-Putkih oder die goldene Fahne voraus. Er selbst setzt sich mit seinem Gefolge erst gegen Mittag in Marsch, und hält vorher Wildjagd oder Scheibenschießen, in welchen beyden Scindia sehr geschickt ist. Bey der Jagd kleidet er sich in eine Damhirschhaut, und bedient sich einer Luntenflinte mit gemeinem indischen Pulver, wiewohl er beym Scheibenschießen das englische Pulver vorzieht. Wenn er auf Rothwild jagt, hat er einen eigends abgerichteten Ochsen, hinter welchen er sich versteckt, um sich den Heerden der Damhirsche um so leichter auf Schußweite zu nähern.

Scindias Aussichten auf einen Thronerben; Niederkunft seiner Gemahlinn.

Die Baih war in gesegneten Umständen, und alle Astrologen hatten einstimmig dem Muha Raj und seiner Familie die zuversichtlichste Hoffnung auf einen männlichen Thronerben gegeben. Der wahrscheinliche Nachfolger Scindias, Raja Desmukh, lag damals gefährlich krank; nach ihm war vorjetzt

kein naher männlicher Verwandte da, und die weiblichen Glieder sind nach mahrattischen Gesetzen von der Thronfolge ausgeschlossen. Gleichwohl wurde Scindia durch mehrere Anschläge auf Holkar und seine Familie an seine Sterblichkeit erinnert. So war es im Antrag gewesen, Holkars Weib und Sohn durch Rattengift, das in einen Pan gethan war, zu vergeben. Das Weib merkte zuerst etwas Ungewöhnliches, nahm den ersten Bissen aus dem Munde, und so wurde das Gift entdeckt. Der Diener, der die Speise gereicht, wurde gegeißelt; die weitere Untersuchung aber unterblieb. Zwey Monate früher wurde ein Mensch ergriffen, wie er eben Holkar selbst mit einem Dolche niederstoßen wollte. Er bekannte auf einen Surdar von hohem Rang, der sogleich aus einer Kanone in die Luft geschossen wurde.

Als die Schwangerschaft der Baih zu Ende ging, wurde in einem von den Astrologen bestimmten günstigen Zeitpuncte ein hölzernes Haus gebaut, wo sie niederkommen sollte. Die Entbindung geschah den 20 Oct. 1809 und zerstörte alle Erwartungen, in denen sich der Muha Raj gewiegt, denn er hör-

te, daß sie ihm abermals eine Tochter geboren hatte. Nur die Verwirrung der Pundits und Astrologen, die ihm so dreist einen Sohn verheißen hatten, ließ sich seiner Bestürzung vergleichen. Einige dieser ungeschickten Propheten waren so unbedachtsam, die Flucht zu ergreifen, um sich der Rache ihres Herrn zu entziehen; eine wahrhaft unnöthige Vorsicht, da die höchste Strafe, die er etwa über einen Brahminen verhängen konnte, Scheltworte oder Dienstentlassung hätten seyn müssen.

Die Bestürzung, welche die Geburt dieses kleinen Wesens veranlaßte, wurde einen Augenblick verschoben durch ein blitzschnell verbreitetes und lange Zeit nicht ämtlich widerlegtes Gerücht, daß das Geschlecht des Kindes dem Muha Raj absichtlich verheimlicht werde und die Baih dennoch von einem Knaben entbunden worden. Diese Art Täuschung ist in großen Familien, wo man der Geburt eines Sohnes sehnsuchtsvoll entgegen sieht, nichts seltenes, und dieß zwar aus folgendem Grunde:

Alle Stände in Indien haben eine außerordentliche Furcht vor dem Muzar, oder

dem Beschreyen der Neidischen, und man glaubt, durch Klagen des über das Geschlecht seines Kindes getäuschten Vaters, werde die Bosheit solcher Übelgesinnten entwaffnet. Madujii Scindia, des jetzigen Fürsten Vater, verlor mehrere Kinder gleich nach der Geburt, und man verfehlte nicht, ihren Tod der bösartigen Einwirkung des Beschreyens zuzuschreiben. Es war daher gar nicht unwahrscheinlich, daß sich die Baiy dieser List bedient habe, um ein solches Unglück abzuwenden, und vielleicht auch, um bey ihrem Gemahl an Einfluß zu gewinnen, wenn sie ihn gegen alle Erwartung mit einer so angenehmen Nachricht überraschte.

In mehreren Gegenden Hindustans hält man das Beschreyen für so gefährlich, daß es für eine Beleidigung gilt, Jemanden über sein gesundes Aussehen, seine Wohlbeleibtheit, seine Schönheit oder über irgend Etwas dergleichen ein Compliment zu machen. Der Aberglaube verleitet so weit, daß man seine Kinder auf das Schlechteste kleidet, um nur ja nicht das Auge des Neides auf sie zu ziehen. Eben so ungern läßt man sich von einem Pferde, Ochsen, oder andern Thiere,

das einem gehört, sagen, daß es wohl genährt sey.

Die Zweifel über das Geschlecht des Kindes des Muha Raj gewannen noch durch den Umstand, daß mehrere Weiber, welche zur Entbindung gerufen worden waren, die Wohnung der Baih nicht verlassen durften. Von einer andern Seite fanden es die Zweifler bey der Armee klug, mit der Wahrheit zurückzuhalten, weil das Kind unter dem Einfluß eines gewissen Sterns geboren, und es bey solchen Kindern nicht gebräuchlich wäre, sie den Fremden und selbst dem Vater vor dem acht und zwanzigsten Tage zu zeigen. Scindia war folglich gleich jedem andern ausser Stande, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, und wenn er selbst einige Hoffnungen schöpfte, so mußte sein Kummer nur um so lebhafter seyn, als er sie zuletzt unwiderleglich getäuscht sah.

Seit der Entbindung der Baih kamen die Frauen des Lagers und selbst der benachbarten Dörfer täglich scharenweise zu den Zelten des Muha Raj, und trugen gefüllte Wasserkrüge herbey, die sie über die Einfassungsmauer hinüber leerten. Ich habe den

Ursprung oder Grund dieses seltsamen Gebrauchs nicht erfahren können, man sieht sich aber dadurch über das Geschlecht des Kindes in Gewißheit gesetzt, da die Zahl der Tage, in welchen es geschieht, sich nach diesem Umstande richtet. Bey dem Ausleeren der Krüge beten die Frauen zu der Göttin Bawahnih, daß die Wöchnerinn so frisch, wie das Wasser, welches sie ausschütten, bleiben möge.

Endlich ließ sich aus dem Geschlechte des Kindes nicht länger ein Geheimniß machen, und die Sehnsucht des Muha Raj nach einem männlichen Erben wurde auf die Zukunft vertröstet. Den 29. October kündigte eine Artillerie-Salve an, daß die kleine Prinzessinn einen Namen erhalten solle; sie wurde Kistna Baih Saou Baih genannt. Die Mutter nahm bey dieser Gelegenheit die Glückwünsche der Frauen von den vornehmsten Surdars an. Es ward ein großes Puja oder Opfer veranstaltet, die Brahminen erhielten ein wohlbesetztes Mahl und reichliches Almosen, die Frauen unterhielten sich bey einem Natsch. Der Mamma und andere Häuptlinge sandten dem Muha Raj Khilats und jeder seiner Gemahlinnen prächtige

Geschenke. Von den minderen Surdars wurden bloß Nuzurs überreicht. Alles dieses geschah auf eine Art, welche von der zarten Denkungsart und guten Einrichtung dieses Hofs ein Bild gibt. Jeder der Höflinge fand sich bey dem Vorsteher des Toscha Khanu oder der fürstlichen Garderobe, ein, unterzeichnete da, nach Rang und Vermögen, für eine gewisse Summe Rupien, wofür er Sachen erhielt, die dem Muha Raj gehörten, die er nun aber wieder in seinem Namen dem Fürsten zum Geschenk machte.

Den 11. Nov. vollendete die Baih ihre Reinigung, indem sie sich zum dritten Male im Flusse badete. Zu diesem Gebrauche ist der sechste, der zwanzigste und der vierzigste Tag nach der Niederkunft bestimmt. Am Flußufer waren dazu eine lange Reihe Zelte aufgeschlagen und rings herum eine Anzahl Wachen aufgestellt, daß kein ungeweihtes Auge die Reinheit der Gebräuche störe.

Feste der Mahratten.

I.

Mohamedanische Feste.

Obgleich die Mahratten ursprünglich

Hindus sind, bekennt sich doch ein großer Theil von ihnen zur mohamedanischen Religion, und selbst bey den Anhängern des Brama haben sich mehrere Gebräuche des Ismalism eingeschlichen. Einer der außerordentlichsten ist die Zeitrechnung, deren sie sich bey öffentlichen Verhandlungen bedienen: es ist die arabische Hegira und heißt Alf = o miatuen = o = ashr oder 1210. Die Monatsnamen sind ebenfalls die arabischen, auch beginnt ihr Jahr mit dem Monat Muhurrum. Nach zwölf Jahrhunderten fangen sie immer wieder die Rechnung von eins an. Über diesen Kalender habe ich mich bey verschiedenen Pundits (Gelehrten) erkundigt, weiter aber von ihnen nichts erfahren, als daß ihn vermuthlich einige der ehemals in Dekan blühenden mahrattischen Herrschaften angenommen haben möchten. Die wenigsten kannten selbst die Bedeutung der Wörter, womit man die mahrattische Zeitrechnung bezeichnet. Eben so verstehen sie eine Menge arabischer Wörter nicht, denen sie eine mahrattische Endung geben und die sie in ihren Briefen als Höflichkeitsformeln gebrauchen. Jenes Kalenders bedient man sich, wie gesagt,

nur bey öffentlichen Verhandlungen, im gemeinen Leben nehmen sie zu den indischen Zeitrechnungen Wikurmajit und Schuhaliwan ihre Zuflucht; dagegen ist bey den Stämmen in der Nähe von Arungabad die mohamedanische Zeitrechnung Fursulih allgemein angenommen.

Ich beschreibe nunmehr die mohamedanischen Feste, denen ich als Augenzeuge beywohnte, und an welchen ich die Theilnahme von Mahratten, die doch Hindus sind, bewundern mußte.

Muhurrum.

Der Muhurrum ist ein allgemeines Trauerfest, welches die Mohamedaner zum Andenken an den Tod des Iman Husan, des Enkels ihres Propheten, feyern. Wer dabey seine Frömmigkeit zeigen will, verkleidet sich in einen Fakir, mit grünen Lumpen bedeckt; eine Schnur grünen und rothen Baumwollengarns über die Schultern tragend, geht er umher und bettelt, was ihm von Bekannten aufstößt, um eine Gabe an. Das ganze Lager strotzt von Gruppen solcher grotesken Figuren, selbst der Muha Raj

nimmt sich von dieser lächerlichen Maskerade nicht aus und spielt die Rolle eines Fakirs während der ganzen Dauer des Festes. Er hält sogar in grüner Kleidung, der mohamedanischen Trauerfarbe, Rath und zeichnet sich durch nichts, als durch einen Halsschmuck von acht oder neun Reihen prächtiger Smaragden aus. In diesem Anzuge durchstreift er die ganze Nacht in Begleitung einiger vertrauten Diener das Lager und besucht die verschiedenen Tazi yus. Dieß sind aus gespaltenen Bambusröhren leichtgezimmerte, mit Gold- oder färbigem Papier, Glimmer, Laubwerk u. s. w. bedeckte Mausoleen, die man bisweilen noch mit kostbaren Juwelen verziert. Diese Mausoleen stellen das Grabmal Hussans vor; inwendig liegen ein schönes weißes Sterbekleid, Blumen und zuweilen ein Turban. Um den Tazi yu hängen an langen Stangen verschiedene Embleme: die ausgebreiteten Finger einer Hand stellen die fünf Personen der Familie des Propheten vor, welche zu Heiligen erhoben worden sind; rothe Fahnen erinnern an Hussans in der Schlacht vergossenes Blut; grüne Fahnen stellen das Gift vor, durch welches sein

Bruder Hassan meuchelmörderischer Weise umkam; entblößte Säbel den Zulfikar, Ali's siegreiches Schwert. Vor dem Taziyu liegt ein breites weißes Tuch ausgebreitet, um das sich Abends die Mohamedaner setzen und ihrem Mollah zuhören, der in der Mitte sitzt und aus dem Koran vorliest. Letzterer und sein Gehülfe wiederholen wechselsweise die elegischen Strophen, sogenannten Mursyus, in welchen die Ereignisse besungen werden, welche Hussans Tod begleiteten. Es läßt sich dieser Poesie eine rührende Einfachheit nicht absprechen; erstaunen aber muß man über die Wirkung, welche sie bey diesem Auditorium hervorbringt. Menschen ohne alle Bildung, ohne alles Gefühl zerfließen in Thränen, und von allen Seiten vernimmt man tiefes Stöhnen und Seufzen. Zum Schlusse stehen alle auf, stellen sich um den Priester, entblößen ihre Brust und schlagen mit der rechten Hand dagegen; bey jedem Schlage wird der Name Hussans ausgesprochen. Anfangs geschieht dieß sanft und leise; nach und nach aber vermehrt sich die Heftigkeit der Schläge und erhebt sich die Stimme, und zuletzt kommen sie in einen solchen Grad von Begeisterung, daß sie in

Schlagen und Schreyen wahnsinnigen Menschen gleichen. Über einen solchen Auftritt gibt es nichts Seltsameres und Schreckbareres. Noch muß ich erwähnen, daß man zum Ablesen dieser Mursyus nicht gerade Priester oder Mollah zu seyn braucht; es thuen dieß auch andere Leute um Geld.

Den 10. des Monats, am Jahrestage der Schlacht von Kurbulla, wo Hussan blieb, werden die Taziyus in großem Pomp zu einem Fluß getragen und, wenn derselbe tief genug ist, darein geworfen; ist er zu seicht, so gräbt man eigene Gruben und versenkt diese Mausoleen darein. In der Nacht vor dieser Schlußfeyerlichkeit werden alle Taziyus in Procession vor die Zelte des Muha Raj gebracht. Um dieß in Augenschein zu nehmen, wählte ich einen hindustanischen Anzug und setzte mich auf einen der Elephanten, mit denen es dem englischen Residenten erlaubt worden war, der Procession beyzuwohnen. Ich wurde durch die Seltsamkeit des Anblicks für meinen Zeitverlust reichlich belohnt. Es gab mehr als hundert Taziyus, jeder von einer Menge so genannter Fakirs begleitet, die, einer närrischer, wie der an-

dere gekleidet, unter Anrufen ihres Propheten und seines Enkels, sich die Brust peitschten. Eine unermeßliche Menge Fackeln brannten, und Flintenschüsse unterbrachen den gellenden unharmonischen Lärm der Trompeten und Trommeln.

Die Taziyus haben bisweilen eine beträchtliche Höhe. Sie stellen eine Moschee mit Kuppel, Minares u. s. w. vor. Die Begleitung zieht mit blankem Säbel, oder mit Lanzen, Panieren und dreyeckigen Fahnen. Einer dabey trägt an einer langen Stange zwey Schwerter, als Erinnerung an die oft siegreichen Waffen Hassans und Hussans.

Diejenigen von den Mahratten-Surdars, welche keine Brahminen sind, errichten häufig und mit großen Kosten dergleichen Taziyus in ihren eigenen Zelten. Es gibt sehr artige darunter; einige mit einer Plattform, worauf drey Figuren stehen, nämlich Mohameds Esel Borak, auf welchem er gen Himmel ritt, und zwey Huris seines Paradieses. Der Esel Borak hat ein weibliches Gesicht, Hals und Schweif aber eines Pfaus, er ist über und über mit Goldflimmer und grünem Laubwerk behangen. Die

Huris hingegen sind die häßlichsten Figuren, die man sich denken kann, mit buntfärbigen seidenen Stoffen und Goldbrokat herausgeputzt.

Bey mehreren Processionen sieht man reich aufgeschirrte und buntbemalte Elephanten, welche grüne und rothe Fahnen tragen. Man läßt sie von Zeit zu Zeit Halt machen, damit die Gläubigen ihre Mursyus mit der gewöhnlichen Ceremonie wiederholen können. Auch befindet sich in dem Zuge ein Kamehl, das mit Weizenkuchen beladen ist, die unter die Armee vertheilt werden.

Allenthalben, wo Taziyus errichtet werden, sorgt man, daß große Krüge mit Scherbet und frischem Wasser bereit stehen, aus denen sich jeder, der Lust hat, bedienen kann.

Nachdem der Zug die ganze Länge des Lagers durchmessen hatte, hielt er vor einem kleinen Zelt, worin sich die Gemahlinn des Muha Raj befand. Sie konnte nebst ihrer weiblichen Umgebung durch die Gitterthüre alles, was außen vorging, beobachten, ohne selbst gesehen zu werden, da das Innere des Zeltes dunkel war. Vor dem Zelte war ein geschlossener Kreis, in welchem Springer oder

Äquilibristen mit entblößten Degen oder langen angezündeten Fackeln ihre Künste zeigten. Andere führten ganze Kampfspiele auf.

Noch bot sich mir ein Schauspiel dar, das ich nirgends anderswo beobachtet habe. Es trat ein Mensch auf und schlug eine Fahne aus einander; alsobald sammelten sich um ihn ein ganzes Hundert Mahratten in einem Kreis drey oder vier Mann hoch; diese tanzten nach einem eigenen Takt in die Runde, schwangen ihre bloßen Schwerter und riefen von Zeit zu Zeit die Namen Mohamed, Ali und Hussan aus.

Nach dieser ziemlich ausführlichen Beschreibung des Muhurrums, muß ich so gerecht seyn, hinzuzusetzen, daß die Aufgeklärtesten unter den Mohamedanern wenig Werth auf diese Ceremonien setzen, weil sie dieselben als ein Überbleibsel des Heidenthums betrachten. Sie finden sich dabey ein, nur um das Ärgerniß zu vermeiden. Insbesondere die Sunniten oder orthodoxen Mohamedaner sind sehr dagegen, ob sie es gleich lobeswerth und ersprießlich finden, dem unglücklichen Schicksale der Familie des Propheten und ihrer

zahlreichen Märterer im Stillen eine Thräne zu weihen.

Bukri Jhd.

Dieses Fest wird zum Andenken des Opfers von Abrahams Sohne, Isaak, gefeyert. Bey dieser Gelegenheit opfert jeder gute Muselmann, der die Mittel dazu hat, eine Ziege: die ärmern thun, was ihnen möglich ist. Fürsten und Personen von Rang lassen es sich ein Kamehl oder wenigstens eine Kuh kosten, schlachten das Thier mit eignen Händen und theilen das Fleisch unter ihre Freunde aus. Dieses Fest fällt den 10. des Monats Zifhij, (die Monate der Mohamedaner fangen, wie bekannt, mit dem Neumond an). Artilleriesalven und Kleingewehrfeuer eröffnen die Feyerlichkeit; es erschallen von allen Seiten Trommeln und Trompeten, jeder Bekannte, dem man begegnet, wird begrüßt, und den andern sendet man Grüsse zu. Wie zahlreich die Bekenner des Koran unter den Mahratten seyen, mag man aus Folgendem beurtheilen: Es wurde in einer mohamedanischen Familie den zehnten Tag nach dem Tode eines ältern Bruders ein

Mahl veranstaltet, wozu, nach Versicherung eines der Leute aus dem Hause, 5000 Gäste eingeladen waren. Neben einer außerordentlichen Menge Reis und Waitzen, wurden sechzig Ziegen verbraucht. Was bey der Tafel nicht gegessen ward, theilte man an die Fakire und Armen aller Art aus, die das Lager umschwärmen. Dieses Todtenmahl wurde den zwanzigsten und vierzigsten Tag, jedoch mit weit geringerm Aufwande, wiederholt.

Schub = i = Burat.

Schub=i=Burat bedeutet Nacht der Zutheilungen, und ist ein Fest, wo man glaubt, daß Gott jedem Gläubigen seinen Theil Gutes oder Böses für das künftige Jahr zutheile.

Der ursprünglichen Einsetzung nach, soll diese Nacht in Gebeten und stillen Betrachtungen hingebracht werden; die heutigen Muselmänner aber benutzen sie als Gelegenheit, sich zu unterhalten: jeder gibt seinen Freunden ein Mahl, es werden Feuerwerke abgebrannt u. s. w.

Die Mohamedaner in Hindustan sind überhaupt von den Einrichtungen ihrer Vor=

ältern abgewichen und haben so viele Gebräuche und Vorurtheile der Hindus angenommen, daß sie neben den übrigen Bekennern des Korans in allen drey Welttheilen beynahe eine eigene Secte bilden. Als ein Bataillon Freywilliger der Armee von Bengalen unter Befehlen des General Baird nach Ägypten gesandt wurde, weigerten sich die dortigen Mohamedaner mit denen von der englischen Armee zu essen und umzugehen. Sie nannten sie Hindus = Mohamedaner und gingen so weit, sie mit dem Schimpfnamen Kafirs (Ungläubige) zu belegen.

Bey der Feyer des Schub=i=Burat ließ Scindia 10000 Rupien, zu gleichen Theilen unter die Cavallerie und Infanterie seiner Armee austheilen.

Ramzan.

Unser Monat November des Jahres 1809 fiel mit dem Ramzan zusammen, dem großen Fasten der Mohamedaner, wo sie den ganzen Tag über nicht das Geringste, selbst nicht einmal einen Trunk frisches Wasser zu sich nehmen und alle ihre Bedürfnisse erst nach Sonnenuntergang befriedigen dürfen. Und auch einen großen Theil der Nacht bringen

die Andächtigen noch in Gebet und stillen Betrachtungen hin. Einige haben auch wohl den ganzen Koran auswendig gelernt und beten ihn her, so lange als die Sonne unter dem Horizonte bleibt. Diese frommen Leute beehrt man mit dem Titel Hafiz, und sehr oft sinken sie vor Erschöpfung nieder, ehe noch die Nacht zu Ende geht. Jeder Muselmann wird zu diesem Fasten angehalten, doch wo Krankheit oder dringende Geschäfte eintreten, darf er es brechen und auf einen andern Monat verschieben. Ließe es sich aber einer einfallen, dieß ohne Noth zu thun, so müßte er jeden versäumten Tag durch zweymonatliches strenges Fasten abbüßen, und außerdem sechszig Armen ein reichliches Mahl spenden oder einen Sclaven freylassen. Fasten und Beten sind zwey unerläßliche Pflichten eines jeden guten Muselmanns; wer das Fasten bricht, begeht eine Sünde, wer es aber gar nicht beobachtet, heißt Kafir oder Ungläubiger. Um sich einer solchen Beschuldigung nicht theilhaftig zu machen, gibt es unter den niedern Classen der Mohamedaner in Indien wenige, die nicht das Ramzan-Fasten beobachteten.

Hindusfeste.

II.

Hohlifest.

Der Hohli beginnt nach dem hindustanischen Kalender mit dem ersten Tage eines Mondviertels. Eine der Hauptunterhaltungen dabey besteht darin, daß man jedem Begegnenden Augen, Mund und Nase voll Abir, einen feinen Staub, wirft, der aus der Singara, einer Gattung Stachelnuß gemacht und mit Sandelholz roth gefärbt wird. Auch begießt man die Vorübergehenden mit Wasser, dem der Blüthenabguß des Baumes Tak eine orangengelbe Farbe gibt. Um den Abir glänzend zu machen, vermischt man ihn zuweilen mit gepulvertem Kalk, was aber, wenn er in die Augen kommt, große Schmerzen verursacht. Eben so knetet man diese Masse in kleine Kugeln von der Größe eines Eyes zusammen, die man mit einer Gallerte überzieht. Die Personen, die man necken will, werden damit geworfen; weil die Kugeln aber sehr leicht zerfallen, muß man sehr geschickt damit umgehen.

Als wir diesem Feste bey Scindia bey-

wohnten, empfing er uns in einem zu diesem Behuf aufgeschlagenen Zelte, das 150 Fuß lang war. Er saß an dem obern Ende auf einer Erhöhung, um ihn hatten die Surdars und andere ausgezeichnete Officiere Platz genommen. Vor Scindia stand eine für diesen Zeitvertreib errichtete Fontäne, in deren Bassin sich, zur Belustigung der Anwesenden, mehrere Höflinge stürzten. Überhaupt herrschte große Ungezwungenheit, wofür man aber auch zur Zielscheibe für die oft derben Späße des Muha Raj dienen mußte. An dem andern Ende des Zeltes waren alle Tänzerinnen des Lagers versammelt. Rechts und links stand das Volk, das dem Feste beywohnen durfte. Wir erschienen, den Umständen gemäß, in weißen Jacken und Pantalons, und ließen uns beym Eintritt in das Zelt bedeuten, daß Niemand vor Ende des Spiels weggehen dürfe. Einige Minuten, nachdem wir uns gesetzt hatten, trug man große kupferne Muhlen voll Abir und jener erwähnten Kugeln herbey. Vor jeder Person stand ein Gefäß mit gelbem Wasser und lag eine große silberne Spritze. Der Muha Raj begann die Narrheiten, indem er uns mit

gelbem und rothem Wasser eintaufte: Dieses Wasser befand sich in kleinen silbernen Schalen, Gulubdans genannt, aus denen man sich bey Ceremonien-Visiten mit Rosenwasser besprengt. Jeder fing nun an, mit Abir um sich zu werfen und seine Nachbarn anzuspritzen. Es würde gegen die Etikette des Durbar verstoßen, den Muha Raj selbst zur Zielscheibe seiner Neckereyen zu nehmen: er erklärte uns indeß, daß er von der allgemeinen Regel keine Ausnahme machen wolle, und weil wir uns vorgenommen hätten, Jedem Gleiches mit Gleichen zu vergelten so wolle er mit uns an Thätigkeit wetteifern. So begann denn das Hin- und Herwerfen nach Herzenslust. Doch sahen wir bald, daß wir zu kurz kamen, denn seine Leute hielten ihm vor das Gesicht eine Decke, die ihm zum Schirm diente, während er die furchtbarsten Angriffswaffen zur Hand hatte. Er leitete das Rohr einer Spritze, an der sechs Menschen pompten, und schüttete damit nach allen Richtungen eine solche Menge gelben Wassers aus, daß bald im ganzen Zelte kein Mensch war, der einen trocknen Faden an sich gehabt hätte. Man hatte alle Mühe, sich gegen die Gewalt

des Wasserstrahls auf seinem Sitze zu erhalten. Was sollten ärmliche Handspritzen gegen eine solche Wasserpompe ausrichten? Neben diesem Guß von gelbem Wasser stürzte ein Hagel von Abir auf uns nieder, und so wurden wir wechselsweise bald eingepudert, bald eingesprengt, bis der Fußboden mehrere Zoll hoch mit einem wahren Schlamm überdeckt war. Einer solchen Scene hatte ich in meinem Leben nicht beygewohnt. Man stelle sich vor, wie sich die jungen, schönen Tänzerinnen in ihrem Staate von Gold- und Silber-Flitter, über und über mit Abir und gelber Jauche besudelt ausnahmen; ihre Haare und Kleider träuften, als wenn sie Wassernixen wären. Hierzu ihre Gesänge von Hohli-Hymnen, die sie mit den frechsten Geberden begleiteten, und die affectirten lächerlichen Wendungen, wenn sich die große Spritze des Muha Raj auf sie richtete! Denke man sich dazu das Mißgetön von Trommeln, Trompeten, Geigen und Pauken, das bloß da zu seyn schien, alles andere Geräusch zu überstimmen, aus dem jedoch immer das Siegsjauchzen der einen, wie das Schreckensgeschrey der andern Partey und das Beyfall-

Hohngelächter der zuschauenden Menge gellend hervorbrach. Ein ungeheurer Wirrwarr, in dem wir mit unsern rothen und gelben Flecken wie eine Schar lumpiger Bettler saßen?

Das Hohlifest wird durch ganz Hindustan in allen Classen gefeyert. Es ist die Zeit der allgemeinen Freude und Ausgelassenheit; die Possen, welche man sich dabey erlaubt, haben viele Ähnlichkeit mit dem, was zu Rom bey den Saturnalien vorging. Leute jedes Standes geben sich einer zügellosen Ausschweifung hin; alt und jung durchzieht Straßen und Lager und singt seine Kuvirs, oder extemporirten Zoten, die keines Namens schonen. Die Zuschauer stimmen chormäßig ein und drücken ihren Beyfall durch gellendes Gelächter, Händeklatschen und die tollsten Gesticulationen aus.

Zuweilen erscheint eine, auf die groteskeste, unanständigste Weise aufgeputzte Figur, die den personifizirten Hohli vorstellt. Ihr folgt ein lärmender Volkshaufe, der Alles mit Abir anwirft und die Zotenlieder des Phagun absingt. Wehe den Frauen, die dieser Schar begegnen! ihre züchtigen Ohren erfahren alle absichtlichen Beleidigungen.

Doch schließen sich die Frauen selbst von diesen Albernheiten nicht aus; sie besuchen sich gegenseitig in ihren Zelten oder Wohnungen und geben dem männlichen Geschlechte in ihren Hohlispielen nichts nach. Mit Ausnahme der Ehemänner, und zuweilen der Brüder, wenn sie noch sehr jung sind, wird kein Mann dabey zugelassen. Die jüngsten Mädchen unterhalten die Gesellschaft mit Narrheiten aller Art.

Diese Festzeit beginnt mit dem Monat Phagun, dem letzten des hindustanischen Jahres, und ihrem Kalender nach, dem ersten Monat des Frühlings. Phagun oder Phag nennt man auch die kleinen Geschenke an Blumen, Früchten oder Confituren, welche Liebhaber ihren Geliebten anzubieten pflegen. Ebenso bezeichnet man mit diesem Namen die Scherzlieder, welche man als der Jahrszeit eigenthümlich betrachtet; überschreiten letztere die Gränzen des Anstandes, so heißen sie Dhumaris.

Der Ausdruck Phagun ist aus zwey sanskritischen Wörtern zusammengesetzt, aus Phal d. h. Versehen oder Unbesonnenheit, und aus Gun, d. h. erlaubt, oder entschuldi-

genswerth. Man will also damit Handlungen oder Späße bezeichnen, die sich sonst nicht schicken würden, aber zu einer Zeit Entschuldigung finden, wo die Natur selbst durch ihren lachenden Anblick das Beyspiel der Fröhlichkeit gibt.

Der eigentliche Hohli beginnt erst mit dem 23sten des Monats, dem Geburtstage einer Göttin Hohlika, der zu Ehren dieses Fest gefeyert wird. Den letzten Abend des Monats beschließt die Verbrennung des Hohli alle Feyerlichkeit. Man trägt zu dem Ende eine gewisse Menge Holz zusammen, und wartet den als günstig geltenden Augenblick zum Anzünden des Scheiterhaufens ab. Jede Familie zündet zu Hause einen für sich an, der aus kleinen Kugeln von Kuhmist, auf eine Schnur gezogen, besteht; auf Straßen und öffentlichen Plätzen brennen die großen, und die Nachbarn tanzen um dieselben herum. Morgens, wenn das Feuer verlöscht ist, bewirft man sich mit der Asche und streut sie unter Jauchzen und den zum letzten Male angestimmten Kuvirs in die Lüfte. Diese Schlußceremonie ist eine Art Verabschiedung des alten, und freudige Begrüßung des nun

beginnenden neuen Jahres. Alle Theilnehmer dieses Wirrwarrs baden sich hierauf, ziehen reine Kleider an und machen Freunden und Verwandten ihren Neujahrwunsch.

Während des Hohli sehen die Hindus gern dem Tanze junger Knaben, Kuthks genannt, zu. Tänzer und Musiker gehören zur Kaste der Brahminen. Ihr Anzug gleicht dem der Natsch-Mädchen, im Ganzen aber singen und tanzen sie besser. Die Sipoys sind in diesem Schauspiele so unersättlich, daß sie mehrere Nächte dabey zubringen können. Sie finden sich glücklich, wenn sie die Namen ihrer Officiere, sowohl eingeborner als europäischer, in ihren Gesängen lächerlich machen können, und je beleidigender dieß geschieht, um so größer ist die Freude. Es ist ein besonderer Zug, der dem Charakter der Hindus Ehre macht, daß solche Dreistigkeiten keinen erschlaffenden Einfluß auf die Disciplin äußern, rücksichtlich welcher der bengalische Sipoys im verdientesten Rufe steht. Im Gegentheil geiselt ihre Satyre gewöhnlich diejenigen Officiere am härtesten, denen sie am wärmsten zugethan sind.

Sunkrat oder Frühlingsfest.

Den Frühling nennen die Hindus Bufunt. Dieß Wort bedeutet Freude, und in der That mit dem Eintritt dieser Jahrszeit zeigt sich Alles fröhlich und glücklich. Man reicht seinen Freunden grüne Korn- oder Blumensträußer, oder trägt sie auf seinem Turban, der gelb gefärbt ist, weil gelb in Hindustan für die heiterste Farbe gilt. Eine Menge Personen kleiden sich sogar in diese Farbe. Von allen Seiten tönt Gesang und Musik. Jeder Vermögliche beköstigt Brahminen oder theilt Almosen aus. Selbst die armen Weiber, die das Korn mahlen, schließen sich nicht von dieser allgemeinen Fröhlichkeit aus.

In diese Zeit fällt das Fest Sunkrat, wo man sich gegenseitig mit Til, kleinen schwarzen Körnern, beschenkt. Der Muha Raj schickte dergleichen dem englischen Residenten und vornehmsten Surdars im Lager. Arme Leute versehen sich damit, und beschenken damit jeden, von dem sie eine oder zwey Rupien als Gegengeschenk erwarten können. Ein reicher Wechsler gab bey dieser Gelegenheit einer Anzahl Brahminen ein Gastmahl,

wo er einen trefflichen Beweis von mahrattischem Zartgefühl ablegte. Es wurde eine reichliche Tafel besetzt; nachdem jeder Gast so viel genossen, als ihm möglich war, stand er auf und erhielt einen neuen Doti, eine wollene Decke und eine grobe baumwollene Jacke. Hierauf wurden die Abgespeisten nahe beym Lager in ein kleines verfallenes Fort geschickt, und die ganze Nacht eingesperrt gehalten, damit sich keiner zum zweyten Mal einfinden und den andern ihren Theil wegfischen konnte. Den folgenden Morgen entließ man sie in ihrer erworbenen neuen Bekleidung. Der Geber des Mahls wohnt gewöhnlich der Spende bey und gibt auf die gleichmäßige Vertheilung der Speisen Acht. Brahminen zu essen geben, ist eine Religionspflicht, die man den Hindus von zartester Kindheit an einprägt. Je mehr nun bey solchen Gelegenheiten diese heiligen Männer essen, desto größer ist für den Wirth das Verdienst und die Ehre. Wenn die Brahminen so viel gegessen haben, daß sie zu bersten Gefahr laufen, so willigen sie bisweilen auf dringendes Ersuchen ihres Wirthes ein, noch etwas mehr zu genießen, und erhalten für jeden nächsten

*

Bissen eine immer größere Anzahl Rupien, bis sich die Natur der drückenden Last entledigt. Man weiß, daß man bisweilen so lange damit fortgefahren ist, bis sich der arme, schon vollgestopfte Teufel, den vielleicht einige hundert Rupien in Versuchung führten, noch ein Stück in den Mund zwang und auf der Stelle starb. In diesem Falle trifft den Wirth kein Tadel, da der Esser geraden Wegs in den Himmel ex officio kommt.

Das Fest Rakia.

Dieses Fest feyert man den letzten Tag des Monats Sawun; es ist eigentlich ein Bettelfest der Brahminen, wo sie reichen und wohlhabenden Leuten ihre Aufwartung machen. Es führt seinen Namen von kleinen seidenen Schnüren, Rakies, die sie an Armen, Säbel- und Lanzengriffen tragen.

Das Fest Junum-Uschtumih.

Junum-Uschtumih ist das Geburtsfest des Gottes Krischna; man machte während meines Aufenthalts große Zubereitungen dazu und man ließ eine Truppe tanzender Knaben, Nahusdharis genannt, aus

Muktra kommen. Zu der Gesellschaft, die der Muha Raj bey dieser Gelegenheit hält, läßt er ein großes Zelt schlagen, wozu die Materialien von den Kaufleuten des Lagers geliefert werden, die sie nach Beendigung der Zeremonie an Zahlungsstatt wieder zurücknehmen müssen, wenn sie nicht Alles verlieren wollen. Ökonomischer wüßte man bey uns wohl nicht zu Werke zu gehen, um ein Fest zu geben.

Das Junum-Uschtunih fing den 2. September Nachts um 12 Uhr an. Da wurde das Bild des Krischnakindes in den Phuldhol, eine Art Wiege gelegt, und diese Begebenheit durch Trommeln, Pauken und Kanonendonner verkündet.

Über den Augenblick, wo das Fest beginnen soll, herrscht oft Streit unter den Pundits. Die einen wollen, es sollte dieß am Uschtumih, dem achten Tage des Monats Bhadon geschehen, andere behaupten, dieß hänge von dem Aufsteigen des Sterns Rohunih ab. Diese abweichende Meinung schreibt sich daher, daß sich beyde Umstände, der Geschichte nach, bey Krischna's Geburt vereinigten. Die Wischnuiten

richten sich nach dem Stern, dessen Erscheinen immer zwischen den 7. und 9. des Monats fällt; ihre Gegner halten sich an den festgesetzten achten Tag.

Am 3. September wurde das große Zelt durch eine Puja oder feyerliche Andacht, der der Muha Raj beywohnte, eingeweiht. Abends begannen die dabey gewöhnlichen Tänze, und alle Surdars mußten auf Einladung zugegen seyn. Tausend Rupien vertheilte man unter die Brahminen. Den folgenden Abend statteten wir die von der Etiquette vorgeschriebenen Besuche ab. Das Zelt, unter welchem man uns empfing, hatte 150 Fuß Länge, und war durch eine doppelte Reihe hölzerner Säulen, die nebst dem Gesimse der Decke eine Bekleidung von buntem Papier hatten, in 3 Gemächer getheilt; an jeder dieser Säulen hing ein Wandleuchter. Am äußersten Ende erhob sich zwey Fuß über die Erde eine Estrade, die eine Art gothischen Tempel, mit stark bemalten und vergoldeten Pfeilern und Bogen darstellte. Dieß war der Sungazun oder Thron; in seiner Mitte stand ganz mit Perlen, andern Juwelen und Blumenguirlanden übersäet der Phuldhol mit dem

Bilde Bal-Gowinds, oder des glücklichen Kindes, eine Benennung, die der Gott Krischna in seiner ersten Kindheit führte. Eine Menge Pundits und Brahminen saßen um die Wiege, mußten sie schaukeln und den kleinen Götzen anfächeln. Der innerste Raum des Zeltes war den Tänzern überlassen, und rings herum zog sich eine Gallerie, welche der Muha Raj mit seinem Gefolge und die übrigen zahlreichen Zuschauer einnahmen. Scindia saß auf einem breiten Kissen, unweit von ihm war den englischen Officieren der Ehrenplatz angewiesen. Sobald als die Lichter angezündet waren, bemerkten wir zu unserm Erstaunen unter den Zuschauern den Purhumhun, jenen feisten Fakir; er saß ganz nackt dem Muha Raj gegenüber, schien sich aber weder um den Fürsten, noch um sonst Jemanden zu bekümmern. Scindias Höflinge verriethen ihren Unwillen, daß dieser Mensch sich einen so ausgezeichneten Platz anmaße, Atmaram suchte ihn aber damit zu entschuldigen, daß dieß ein ganz religiöses Schauspiel wäre, von dem man nicht wohl einen Menschen ausschließen könnte, der sich den strengsten Andachtsübungen widmete,

Nachdem eine oder zwey Truppen gewöhnlicher Natsch-Mädchen getanzt hatten, kam die Reihe an die Nahusdharis, die bis daher am andern Ende des Zeltes auf einem erhöhten Soffa saßen. Diese kleinen Knaben gehören immer zur Kaste der Brahminen; man erzieht sie zu Muttra in einer Art Seminarium, und zu ihrem Unterhalt sind beträchtliche Fonds in liegenden Gütern angewiesen. Um die Zeit dieses Festes reisen sie in Gesellschaften an die verschiedenen indischen Höfe. Ihrer waren, ohne die Musiker vier hier im Lager, und alle von ausnehmender Schönheit. Der älteste stellte den jungen Kunya vor, wie Krischna in seinem Jünglingsalter hieß, der jüngste seine geliebte Rhuda und die andern beyden ihre Gespielinnen. Eine Art von Ballet gab ein Bild von den Liebschaften dieses reizenden aber unbeständigen Gottes mit den Gopeos oder jungen Mädchen des Gokul. Dazwischen sangen die Knaben Stanzen in der Bhakha oder Sprache von Brij, wie ehemals ein gewisses Gebiet um Muttra hieß, wo Krischna mit seinen ersten Thaten auftrat. Dieser unter den Europäern sehr wenig bekannte Dia-

lekt, ist bilderreich und leicht zu verstehen, der vielen einsylbigen Wörter wegen aber in der Aussprache äußerst hart. Mehrere treffliche altindische Gedichte sind in dieser Sprache geschrieben. Ich bin überzeugt, daß es schon dieser Lectüre wegen keine undankbare Mühe wäre, sie zu erlernen.

Tanz und Gesang der Nahusdharis übertrafen Alles, was gewöhnliche Künstler leisten; ihre Körperwendungen waren äußerst zierlich, und ihre Stimmen überstiegen nie die natürliche Gränze. Die Kleidung, besonders die des Knaben, welcher den Kunya darstellte, war elegant und sinnreich gewählt; er trug auf dem Kopfe eine Sonne von Brillanten; einen andern prächtigen Schmuck um den Hals und auf der Brust. Alle diese Juwelen und Kleider kamen aus des Muha Raj Garderobe.

Nach den Tänzen bildeten die Kinder Gruppen, in welchen sie die berühmtesten Statuen Krischnas und der Götter seiner Familie nachahmten; sie führten dieß mit einer für ihr Alter erstaunenswürdigen Genauigkeit und Sicherheit aus.

Die Musiker, welche sie begleiten, sind

gleichfalls aus der Brahminenkaste, und es war recht lieblich anzusehen, wie sie nach der Vorstellung, statt der gewöhnlichen Verbeugungen, ihre kleinen Hände gen Himmel hoben, um gleichsam dessen Segen auf den Muha Raj herabzuflehen. Scindia stand auf und verneigte sich vor jedem einzeln, wie er abtrat.

Dieses Fest dauert sechs Tage und ist ohne Widerrede das erfreulichste und classischste im Hindukalender. Verschiedene Ceremonien beschreiben die Perioden, in welchen der kleine Gott heranwuchs und was ihm in diesen Zeiten begegnete. Am sechsten Tage wurde der Takur (der kleine Herr, wie man dieses Wort sowohl in der Kirche als im Staate braucht) aus der Wiege genommen. Zum Schluß des Festes hebt man an einer Stange ein irdenes Geschirr voll Sauermolken, die mit einer indischen Wurzel gefärbt sind, in die Höhe, und läßt es auf ein Zeichen der Pundits auf die Erde niederfallen. Die Umstehenden bestreichen einander mit dieser Molken, oder bewerfen ihre Nachbarn mit einer Mischung derselben Art, die sie eigens mitbringen. Eine Artilleriesalve verkündet diese Feyerlichkeit.

Endlich gaben die Pundits ein großes Mahl, die einzige Gelegenheit, wie mir däucht, wo sich diese heiligen Leute in Unkosten versetzen.

Auch in unsers Lagers Mitte wurde ein Phuldhol errichtet. Einige junge Sipoys führten dabey nach Art der Rahusdharis Tänze unter Gesangbegleitung aus. Diese Unterhaltung wurde während der Dauer des Festes alle Abende wiederholt; bey jeder andern Gelegenheit würde man ihnen den öffentlichen Tanz für eine Unanständigkeit anrechnen.

Das Fest Pulturschuoth.

Dieses Fest gehört zu den sonderbarsten Gebräuchen, welche wir bey den Hindus beobachtet haben. Es wurde den 12. September gefeyert. Mit Einbruch der Nacht durchzogen ganze Schaaren Schwärmer das Lager und warfen nach allen Seiten mit Steinen um sich. Mehrere Leute erhielten bedeutende Verletzungen, und die übrigen konnten wenigstens vor Gelächter und Lärm die ganze Nacht kein Auge zuthun. Doch würde jeder, der sich über dem Werfen ertappen ließe, den Spaß theuer büßen. In dieser Nacht wird der Ein-

fluß des Mondes für so schädlich gehalten, daß die Hindus sich ängstlich hüten, die kurze Zeit, wo er am Horizonte schwebt, nach ihm zu sehen. Atmaram, der ein Pundit ist, versicherte, alles Ernstes, während der Nacht des Pulturschuoth, wäre der Einfluß dieses Gestirns auf die gesammte Natur so groß, daß die wilden Schweine selbst den Kopf ins Gesträuche steckten, um seine schädliche Wirkung zu vermeiden.

Das Fest Pitrepuch.

Dieses Fest fiel auf den 23. September. Es beginnt mit dem Vollmond und endet mit dem Neumond im Monat Kuwar. Mit Tagesanbruch geht jede vaterlose Waise zum Fluß hinab, verrichtet, im Strome stehend, das Gesicht nach Osten gewendet, ihre Gebete, und gießt, indem sie zuerst die Götter, dann die Hügel und Berge, die Ströme und Flüsse, die Wälder und grünen Bäume anruft, jedem eine Spendung aus beyden flachen Händen aus. Hierauf wendet sie sich gen Süden, ruft ihre Vorfahren von Generation zu Generation an, und gießt ihnen wieder Wasser aus mit Nennung ihres Namens,

Nunmehr richtet er sich nordwärts und opfert Sunkaduk, dem ersten Sprößling Brahmas, dasselbe; endlich gegen Osten wieder gewendet, schließt er mit einer Spende für die Sonne. Diese ganzen vierzehn Tage muß ein Hindu, der das Turphun (jene Gebete im Strome) hält, sich strenge alles Unreinen enthalten, seine Leidenschaften bändigen, Almosen austheilen, Haare und Bart wachsen lassen und sogar die ehelichen Freuden sich versagen.

Das Fest Dusera.

Dieses wird von den Mahratten mit besonderer Pracht, und zwar zum Andenken des Sieges gefeyert, den Ram Tschundur über den Riesen Rawun auf der Insel Zeilon davon trug. Es heißt eigentlich Bija-Dusumih; denn der wahre Dusera fällt in den Anfang der Regenzeit, während der Bija Dusumih das Ende derselben bezeichnet. Um diese Zeit pflegen die indischen Heere ins Feld zu rücken und darum lassen es sich Tags zuvor die Krieger aller Kasten angelegen seyn, ihre Pferde zu baden, ihre Waffen zu putzen und Alles zu einem Feste

vorzubereiten, wo jeder nach Kräften seine Herrlichkeit zur Schau bringt.

Die Bataillons und der Park waren mit Tagesanbruch unter den Waffen und stellten sich in einer Ebene neben dem Lager auf. Die Aligols ließen ihre Fahnen mit den französischen Revolutionsfarben fliegen, wogegen jede Compagnie regulären Fußvolks eine Fahne mit dem englischen Wapen entfaltete. Die Musik der Letztern bestand aus Trommeln und Pfeifen, und gab uns englische und französische Märsche und Melodien zum Besten; die Aligols aber, die Alles, was an Regelmäßigkeit und Kriegszucht mahnt, verabscheuen, hatten ihre alten indischen Instrumente, womit sie ein höllisches verworrenes Getöse machten, welches chormäßige Anrufungen Gottes und des Propheten Ali von Zeit zu Zeit unterbrachen.

Wiewohl die Linie sich so früh gebildet hatte, so erschien der Muha Raj doch nicht vor 3 Uhr Nachmittags. Der Juri h-Putkih und seine eigene Fahne, jede von einem Elephanten getragen, Kesselpauken und andere Musik, eine zahllose Menge von Lanzenern und Fahnenträgern zogen ihm voran,

die Surdars und seine ganze Reiterey folgte ihm. Das Ganze gewährte einen prächtigen und ergreifenden Anblick. Einige Schritte dem Centrum gegenüber war ein Baumast aufgepflanzt, auf den hin der Zug seine Richtung nohm, und als der Muha Raj aus seinen Palankin gestiegen war, fingen die ihn umgebenden Pundits das Opfer an, gossen Milch und Molken auf die Zweige und bestrichen die Blätter mit eingeweihtem Reis. Der Muha Raj hieb mit seinem Schwert einen Zweig ab. Auf dieses Zeichen wurden mehre Dohlen aus ihren Käfichen frey gelassen; weil die Sage erzählt, daß Ramtschundur bey seinem Auszuge nach Lunka einen solchen Vogel zu seiner Rechten fliegen sah und ihn als ein günstiges Vorzeichen begrüßte. Auch betrachtet man es immer als ein großes Glück, wenn man während des Dusera eine Dohle fliegen sieht. Die Jugend aller Stände schwärmt deßhalb haufenweise in den Feldern umher, und sehen sie eine Dohle auf einem Busche, so werfen sie mit Steinen nach ihr, um sie aufzujagen, nehmen sich aber wohl in Acht, das Thier selbst zu treffen. Das gemeine Volk ist des festen Glaubens,

*

daß sich alle Dohlen des Landes an diesem Tage absichtlich verbergen. — Als jene Dohlen ihren Käfichen entflohen waren, fing die Musik an, Artilleriesalven und Musketenfeuer folgte, und die Menge stürzte sich auf ein eigens unbemäht gelassenes Kornfeld, das ganz verwüstet wurde, und wovon jeder eine Hand voll Ähren im Triumphe davon trug. Dieser Theil der Ceremonie ist den Mahratten eigenthümlich und soll sie augenscheinlich an ihren Ursrung und ihr eigentliches Gewerbe erinnern. Nach den Artilleriesalven bestieg Scindia einen mit massiv silbernen Ketten um Beine, Hals und Rüssel prächtig angeschirrten Elephanten. Er durchritt die in zwey Divisionen getheilte Linie und kehrte nach seinem Lager zurück.

Baptists Brigade befehligte bey dieser Gelegenheit sein Sohn, ein junger Mensch von 14 Jahren, mittlerer Größe, aber so dick, daß er sich nur mit Mühe zu bewegen schien. Da er den Titel als Major hatte, zeigte er sich in einer altmodischen englischen Uniform, einem Hute mit herunterhängenden Krämpen und Jokaystiefeln. Der ganze Weg vom Exercierplatze bis zu den Zelten war zu

beyden Seiten mit Gerüsten zu Feuerwerken besetzt; die im Augenblick, wo der Fürst vorüberritt, angezündet wurden, trotz der einbrechenden Nacht aber sehr wenig Wirkung thaten.

Während des Dusera beschenkt der Muha Raj die vornehmsten Surdars des Bazars mit Khiluts, und erhält Gegengeschenke von Allen, die bey dem Hofe oder in öffentlichen Angelegenheiten angestellt sind. Wenn ein großer Herr eine Gabe in Geld, die man ihm anbiethet, berührt, aber sie nicht annehmen will, so schließt sie der Geber in seine Hand, schwingt diese dreymal um das Haupt dessen, dem sie geboten wird, und händigt dann das Geschenk der Dienerschaft ein.

Das Fest Diwalih.

Der Diwalih wird zu Ehren der Göttinn des Wohlstandes gefeyert, die angeblich in dieser Nacht vom Himmel zur Erde herabkommt, und die zu ihrem Empfange geöffneten Häuser besucht, wo sie die Fußböden sorgfältig gereinigt findet, und sie sich von brennenden Lampen gleichsam eingeladen sieht. Kein Hindu ist so arm, daß er

nicht in dieser Nacht sein Lichtchen anzündete. Man bedient sich dazu kleiner irdener Lampen mit etwas Öhl und einem baumwollenen Docht, die symmetrisch auf Bambus = oder andern Gestellen von leichtem Holze aufgerichtet sind. Die Beleuchtungen des großen Bazars machten eine sehr schöne Wirkung. Während dieses Festes sind die Glücksspiele erlaubt; wer sich aus Grundsatz zu keiner andern Zeit einem Spieltische nähern möchte, versucht jetzt sein Glück, voll Zuversicht, daß ihm um seines Verdienstes willen die Göttin günstig seyn könnte. In dieser Hoffnung werden oft so beträchtliche Summen verloren, daß die unglücklichen Spieler sich mit einem Eide verbindlich machen, nie wieder zu spielen. Diesen Eid halten sie gewissenhaft und heilig bis zum nächsten Diwalih, um sich noch ein Mal in nichtigen Hoffnungen zu wiegen und neue Täuschungen zu erfahren.

Die Hindus glauben fest, daß es zwey Dinge gibt, welche untrüglich Glück bringen, wenn sie zur Zeit des Diwalih gefunden werden; leider aber mögen sie schwer zu finden seyn. Das eine ist die Blüthe des Gulur, eines Baums der eine kleine runde ro-

the Frucht trägt, aber niemals blüht"*); das zweyte eine Schlangenseele, denn ihrer Meinung nach, sollen die Schlangen während dieses Festes ihre Seele im Schatten eines dichten Baums ablegen und ohne dieselbe herumwandern. Die Blüthe des Gulur ist streng genommen das Ding, das sich nie finden läßt, wie wir in demselben Sinne von einem Phönix, einem schwarzen Schwane**) sprechen, und ungeachtet Niemand den Beweis hat, daß jene Schätze je gesehen worden sind, glauben doch viele, daß sie wirklich vorhanden seyen und ihr Auffinden sich durch gute Werke vom Himmel verdienen lasse.

Hochzeitsfest des Gottes Narain.

Die ganze Artillerie und regelmäßige Infanterie beym Heer feyerten mit Salven das Gedächtniß der Ehe Narains und Tulsi. Dieß ist eine der seltsamsten Hindu-Legenden, welche folgender Gestalt erzählt wird:

---

*) Es gibt eigentlich keine Frucht ohne Blüthe.

**) Schwarze Schwäne soll es doch in Neuholland geben.

Zu der Zeit, als die Deotas und Rachuſes, die guten und böſen Geiſter, ſich ſtets bekriegten, war unter den Letztern einer, Namens Jalindur, von ſo großer Tapferkeit, daß es ihm faſt gelungen wäre, die Macht der Deotas an ſich zu reißen. Dieſe ſtellten vereint ihre Lage an Wiſchnu's Throne vor, der ſie gutes Muths ſeyn, den Kampf fortſetzen hieß und ihnen Hülfe verſprach. Er trat alſo auf ihre Seite und ſuchte 22 Tage nach einander mit den furchtbarſten Anſtrengungen ihnen den Sieg zu ſichern. Aber vergebens! Seine Pfeile ſanken ohnmächtig vor Jalindur nieder, und die Deotas waren um nichts weiter. Befremdet von ſolchem Mißlingen, bedachte ſich Wiſchnu und entdeckte endlich, daß Jalindur unverwundbar war durch die Tugenden ſeiner Gattin Bindha, einer ſeiner beſten und eifrigſten Verehrerinnen, deren Reinheit, ſo lange ſie unbefleckt blieb, ihren Gatten gegen alle Unternehmungen ſeiner Feinde ſchützte. Nach dieſer Entdeckung nahm Wiſchnu die Geſtalt Jalindurs an, erſchien an Bindha's Lager, und vermochte ſie, nachdem er die ſchnödeſten Verweiſe und Vor-

würfe, daß er, seinen Leidenschaften zu Liebe, die Schlacht verlassen, ertragen, ihm die Rechte eines Gatten zuzugestehen. Kaum war er aber von ihrem Bett aufgestanden, so kam die Nachricht, Jalindur sey tödtlich verwundet. Erschrocken eilt Bindha nach dem Schlachtfelde und erfährt nur noch noch aus des sterbenden Jalindur Munde, daß sie betrogen worden. Die betrübte Bindha nahm etwas Wasser in ihre flache Hand und war schon im Begriff, es auf die Erde zu gießen, und den, der sie so grausam betrogen, zu verfluchen, als Wischnu in eigener Gestalt ihr erschien und sie zurückhielt. Er erklärte, daß er der Beleidiger und was er gethan, das einzige Mittel gewesen sey, den Deotas den Sieg zu verschaffen. Er sey, setzte er hinzu, mit ihrer Frömmigkeit und Standhaftigkeit zufrieden, und wolle ihr Alles gewähren, was sie verlange. Bindha fiel ihm zu Füßen, und sagte, sie wünsche nur als Sulti*) sich mit ihrem geliebten Jalindur zu verbrennen. Stau-

*) Sulti heißen die Frauen, die sich auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrennen.

nend hub der Gott sie auf und gewährte ihr ihr Gesuch, wünschte aber, daß sie zu dieser frommen Bitte nur noch etwas fügen möchte, was er ihr lieber gewährte. Da bat sie, daß wenn ihr gegenwärtiges Daseyn endete, sie eine Gestalt annehmen möchte, in welcher er sie, wie Schiwa die Ganga, auf seinem Haupte trüge. Wischnu hörte sie erstaunt an, und sagte, auch dieß solle ihr werden; nur müsse es bis zum Kuljug (dem gegenwärtigen Zeitalter) Anstand haben, wo er selbst auf Erden im Stein Salikram und sie als Pflanze Tulsi erscheinen würde. Darum werden bey allen Opfern einige Tulsi- oder Basilikumblätter auf den Salikram gelegt, und im Monat Katik, wo die Schlacht der Deotas geschlagen ward, werden gewöhnlich die Ehen zwischen dem heiligen Steine und der Pflanze mit all dem Glanze und der Förmlichkeit, wie wirkliche Trauungen, gefeyert. Dieß thuen meist nur die, welche darauf viel Geld verwenden können. Der die Ehe ausruft, betrachtet die Tulsi als seine Tochter, und veranstaltet die mannigfaltigen Hochzeitsfeyerlichkeiten, als ob sie wirklich ihm verwandt wäre.

Die Tempel zu Ajmir und Pokur.

Die Stadt Ajmir liegt unter dem Schutze einer in Nordwesten erbauten Festung, die Taragurh heißt. Diese Festung scheint, aus der Ferne gesehen, nichts anders als eine bloße Steinmauer auf dem Gipfel eines Berges zu seyn, die etliche runde Thürme zu ihrer Vertheidigung hat. Das Mißtrauen, welches sich auch bey der kleinsten Veranlassung an diesem Hofe äußert, hat mich verhindert, dieses Fort näher zu betrachten, geschweige denn es selbst zu betreten. Die außerordentliche Steilheit des Berges, auf dem es liegt, ist vermuthlich das Einzige, was es fest macht. Man hat keinen andern Aufgang als von der Stadt aus, und der Weg zieht sich weiter als eine halbe englische Meile über klippige Berge, bis man zum Platz selbst gelangt. Über diese Mühseligkeit des Weges klagten mehrere unserer Leute, denen es geglückt war, sich an die Wallfahrter nach dem Grabe Mirha Sneyuds, eines mohamedanischen Heiligen, anzuschließen.

Die Stadt liegt am Fuße des Berges, umgeben mit einer Steinmauer und einem

Graben, alles in schlechtem Zustande. Sie kann nie groß gewesen seyn, und wenn sie je prächtig war, so hat sie wenigstens jetzt keine Spur ihres vormaligen Glanzes. Die Straßen sind eng und schmutzig; der größte Theil der Häuser klein und baufällig. Ihre einzige Zierde ist ein Pallast, den der Kaiser Schah Jihan erbaute und der noch ziemlich gut unterhalten ist. Er liegt mitten in einem Garten; da aber der Muha Raj. sein Hauptquartier darinnen aufschlug, habe ich ihn näher und in Einzeln besichtigen können. Eben so wenige Spuren ehemaliger Pracht lassen sich in der Umgegend von Ajmir entdecken; nichts von jenen Bädern, Pallästen, Gärten, Grabmälern, die noch in ihren Ruinen die Gegenden von Delhi, Agra und anderer kleinerer hindustanischen Städte so interessant machen. Ich habe nur zwey Gräber entdecken können, welche bemerkt zu werden verdienen, und auch diese sind noch aus der neuern Zeit. Die ganze Gegend von Ajmir ist eine amphitheatralisch zwischen hohe Gebirge eingesperrte Sandfläche, und dieser Lage hatten wir zu danken, daß wir es daselbst Ende Februars so warm fanden, als

anderwärts im May. Wasser hat die Stadt hinlänglich von zwey großen Seen dicht an den Mauern; einer im Norden, der Unna Sagur, sehr tief und volle sechs englische Meilen im Umfange; der andere, Tal Kutara, ist weder so groß noch so tief; beyde aber sind in dieser Jahrszeit von Scharen wilder Enten und Gänse bedeckt. Unter Letztern ist eine Art, beträchtlich größer, als ich je sah; so scheu sie auch sind, so schoß ich doch eine, und diese wog 16 Pfund.

Was die meisten Fremden nach Ajmir zieht, ist das Grabmal Khwaje Moieen Din Tschischti, des größten mohamedanischen Heiligen, den Hindustan gesehen, und der den Beynamen Sultan Ul Hind, Fürst von Indien, erhalten hatte. Er ist sechs hundert Jahre todt, und der Kaiser Schah Gori hat auf der Stelle, wo seine Gebeine ruhen, dieses Mausoleum errichten lassen. Es ist von weißem Marmor, übrigens aber in keinem ausgezeichneten Style erbaut. Das Hauptgebäude krönt ein Dom; unter diesem befindet sich das Grabmal, mit reichem Brocat überdeckt und von einem viereckigen massivsilbernen Geländer eingeschlossen;

über die vier silbernen Säulen, welche in den Ecken stehen, ist ein brocatner Himmel gespannt. Hier legen die Wallfahrter einige von den Rupien nieder, mit denen sie sich reichlich versehen müssen, um die zahlreichen Bitten um Almosen zu befriedigen. Wenn das Opfer gereicht ist, hebt der Kadim oder Wache haltende Priester, das Bahrtuch gerade so weit auf, als nöthig ist, auf das Grab hinabzusehen, und läßt es dann wieder fallen. Das Grab von weißem Marmor mit eingelegten Karniolen, Jaspis und andern farbigen Steinen bleibt nur sieben Tage im Jahre ganz unbedeckt. Um das Grab drängt sich immer eine tosende Menge dreisten Gesindels, aus dem jeder ein Almosen fordert in einem Tone, der mehr der Forderung eines Straßenräubers, als der Bitte eines Hülfebedürftigen gleicht. Alle diese Leute zählen sich mehr oder weniger unmittelbar zu der Nachkommenschaft des Heiligen, und heißen Pir Zadus. Meiner Meinung nach muß es über 1100 solcher Müßiggänger geben, deren Unterhalt von der Regierung auf den Ertrag einiger kleinen Dörfer angewiesen ist. In weitem Umkreis des Gebäudes sieht man die

Gräber zweyer Frauen: eine ist die Tochter des Heiligen, die andere die Prinzessinn Jihan Ara, liebste Tochter des Schah Jihan. Dieser Fürst hielt sich gern in Ajmir auf, und erhöhte die Schönheit des Mausoleums sehr durch eine Moschee, ganz in jenem einfach zierlichen Style erbaut, welcher alle Denkmale dieses trefflichen Monarchen auszeichnet. Innerhalb der Mauern befindet sich auch ein großer Wasserbehälter, aus dem sich die meisten Bewohner der Stadt mit ihrem Wasserbedarf versorgen, doch ist es verboten, sich darin zu baden oder die Hände zu waschen. Ehe man das Grab verläßt, wird noch Zuckerwerk angeboten, das man übertrieben theuer bezahlt; einer der ältesten Kadims segnet es ein, und dann heißen die geweihten Näschereyen Tuburruk; eine Hälfte davon kommt den Priestern zu, die andere darf man mitnehmen. In den äußern Hof tritt man durch ein gewölbtes Thor, welches nichts als seine ausnehmende Höhe auszeichnet. Neugierige Leute besteigen dasselbe auf einer so schmalen und steilen Treppe, daß einem der Kopf schwindelt, und werfen dann von oben herab Hände voll Kupfermünzen

oder Zahlmuscheln (Kauris), um welche sich unten, zur Belustigung der Zuschauer, die Pir Zadus und übrige Bettlerschar herumbalgen. Zu jeder Seite des Thors und im Innern des Hofs sind ungeheuere kupferne Kessel eingemauert; der größte derselben faßt 70 Maunds oder 5400 Pfund Reis, der kleinste wenigstens die Hälfte. Wenn Fürsten oder andere vornehme Personen Ajmir besuchen, lassen sie diese Kessel mit Reis, Zucker, Butter, Zuckerwerk u. s. w. füllen. Dieses Gericht zu kochen, bedarf es einer ganzen Nacht, am Morgen wird es unter die heißhungrigen Pir Zadus vertheilt, und zwar auf eine Art, mit der sich die frommen Geber zugleich unterhalten. Einige der Bejahrtesten aus diesen Müßiggängern nämlich haben Anspruch auf eine bestimmte Portion, die für sie zuerst bey Seite genommen wird, den Rest wirft man schaufelweise unter die Abkömmlinge des Heiligen aus, die sich mit Heishunger darum streiten, und in einen hartnäckigen Faustkampf gerathen. Einige gebrauchen die Vorsicht, ihren Körper mit Lumpen zu umwickeln, daß sie sich kühn in die Kessel selbst stürzen und diese zur Bühne

ihrer Raufereyen machen können. Wehe dem Fremden, der ihnen in ihre Rechte greifen und sich nur einen Bissen dieses Tuburruks zu eigen machen wollte! er würde es mit der ganzen Schar der Pir Zadus zu thun und seine Verwegenheit schwer zu büßen haben. Die geweihte Beute wird nachdem von den Betheilten in der Stadt an andächtige Leute, die großen Werth darauf legen, verkauft. Scindia, der für die Heiligen und Gebräuche der mohamedanischen Religion eine besondere Vorliebe hegt, verfehlte nicht diese Unterhaltung zu veranstalten und dreymal zu wiederholen; auch schenkte er ein prächtiges Bahrtuch und einen Zelthimmel von goldgesticktem Zeug über das Grab, und die Pir Zadus wurden noch außerdem mit reichlichen Gaben an baarem Geld zufrieden gestellt. Ein oder zwey Banden von Natschmädchen tanzen gewöhnlich bey dem Grabe; in der Donnerstags-Nacht aber verfügen sich alle Truppen dieser Frauenzimmer, die in der Stadt anwesend sind, nach den geheiligten Orten und geben daselbst ihre Kunst zum Besten. Bey großen Gelegenheiten ist das ganze Gebäude erleuchtet und alle Pracht ausge-

stellt; dazu gehören Gold = und Silberstäbe, Teppiche vom reichsten Stoff und andere Zierathen dieser Art. Der Thür gegenüber bemerkte ich einen kleinen Kronleuchter ganz nach europäischer Art von Bergkrystall; Straußeneyer waren in dem Gewölbe des Doms aufgehangen.

Die Mahratten besuchen diesen Tempel nicht zur bloßen Befriedigung der Neugierde, sondern aus augenscheinlicher Andacht. Auch die zu unserm Lager gehörigen Hindus aller Kasten wallfahrteten dahin, ohne jedoch dem Anscheine nach, eine andere Wichtigkeit darauf zu legen, als welche der Anblick jedes andern eben so berühmten Orts für sie haben würde. Bloß unter den Hindus von Dekan findet sich eine tiefe Ehrfurcht für die mohamedanischen Religionsgebräuche und Religionen, und ich weiß nicht, ob sie nicht diese Verehrung weiter treiben, als die Moslemin selbst. Zu Kurera, in dem Gebiete des Subudar von Jamsih, wo sich das Grab eines mohamedanischen Heiligen befindet, sah ich einen Brahminen von Dekan, den Gouverneur dieses Distrikts, alle Abende seine Andacht vor einem Steine verrichten, der die

Spuren zweyer Fußtapfen zeigte, die angeblich die des Heiligen seyn sollten.

Einige Tage darauf, den 1. Febr. 1810, zogen wir nach Pokur oder richtiger Puschkur, einem von den Hindus eben so hochverehrten Platz, wie Ajmir von den Muselmännern. Die Entfernung beyder Städte von einander beträgt eigentlich nicht über eine halbe deutsche Meile; Reisende aber, selbst Fußgänger, müssen der dazwischen liegenden Gebirge wegen, einen beträchtlichen Umweg machen. Noch ist der Weg so abscheulich, als man ihn nur denken kann. Pferde und Elephanten können darüber, allein es gibt Stellen, wo man sich an dem Rande von Abgründen ohne die geringste Schutzwehr hinwindet, und bey der augenscheinlichen Gefahr lieber mühselig zu Fuß fortklettert, als auf seinem Tragthiere sitzen bleibt. Hat man diesen Theil der Ghatgebirge überstiegen, so schlägt die Straße in ein Sandbett ein, in welchem sich unstreitig bey der Regenzeit die Gebirgswässer herabstürzen. Die unbeträchtliche Stadt liegt an einem schönen See, von dem sich der Name herschreibt, denn Pokur heißt im Indischen ein See. Ihre Heilig-

keit gründet sich auf ein Fest, welches Brahma dort in der Zeit Sut Jaogs, dem goldenen Zeitalter der Hindus, allen Deotas gab. Seine Gemahlinn Savitrih, von Narud, einem Sohne Brahmas überredet, wollte diesem Feste nicht beywohnen; und zog sich auf den Gipfel eines hohen Hügels ungefähr eine halbe Stunde vom See, wo sie jetzt einen Tempel hat, den alle Pilger, die Kraft und Ausdauer haben den hohen Berg zu ersteigen, besuchen. Zu Pokur sieht man das berühmteste Bild Brahmas; sein Tempel, klein, einfach und dem Anscheine nach sehr alt, liegt ganz am Ufer des Sees Das Bild, ungefähr in Mannsgröße, hat vier Gesichter; die Figur sitzt mit über einander geschlagenen Beinen; aber weder das Bild, noch die Nische, worin es steht, hat eine sonderliche Verzierung.

Der größte Tempel zu Pokur ist dem Barajih, der dritten Uatar, oder Verwandlung Wischnus geweiht. Das Gebäude, wie es jetzt ist, ist nur noch ein Überbleibsel des alten Tempels, den Aurungzebs fanatischer Eifer zerstörte. Dieser Tempel hatte, sagt man, 150 Fuß Höhe; er enthielt die

schönsten Stücke der indischen Bildhauerkunst. Seine alten ungefähr 20 Fuß hohen Mauern blieben unverwüstet und wurden unter Jur Sing Siwne, Rajah von Jypur, zum Bau des jetzigen Tempels verwendet. Der in Hinsicht der Heiligkeit und des Alters jenem nächstkommende Tempel ist dem Wischnu, unter dem Namen Budrinah, geweiht, enthält aber gar nichts Bemerkenswerthes. Diese vier Tempel sind von sehr alter Bauart und werden besonders heilig gehalten, doch gibt es neben ihnen noch viele andere aus neuerer Zeit, und da die meisten Hindusgottheiten ihre eigene Pagode haben, so geht ihre Zahl ins Unendliche. Unter dieser ist eine dem Muhadeo geweihte, bey weitem die merkwürdigste, sowohl rücksichtlich ihrer Größe, als Zierlichkeit des Baues. Anhaji Scindia, der Großvater des jetzigen Mühaji, stiftete sie. Das Standbild und der Altar, worauf es ruht, sind vom schönsten geschliffenen weißen Marmor und jenes übertrifft rücksichtlich der Arbeit Alles, was ich in Indien gesehen habe. Der Götze hat fünf Gesichter, jedes mit einer Haarflechte nach Art der Bekenner des Ali gekrönt; Formen und Stel-

lungen sind in dem sittenbeleidigenden Ausdruck der römischen Satyre.

Zunächst zog ein von Maduji Scindia aufgeführtes Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich; es enthält die Standbilder mehrerer indischer Gottheiten, alle von weißem Marmor, aber weit schlechter, als das vorher erwähnte, gearbeitet. Das innere Gemach ist mit Säulengängen von Marmor umgeben, um die zahlreichen Bueragis oder Pilger, die nach Pokur ziehen, zu beherbergen. Der erlauchte Stifter hat zu ihrem Unterhalte den Ertrag von zehn Dörfern angewiesen.

Wir fanden in allen diesen Tempeln die beste Aufnahme, nur in dem von Barajih cht. Der Purohit oder Priester, wollte uns nicht anders als barfuß eintreten lassen. Da wir Stiefeln trugen, so begnügten wir uns, Alles von der Thüre aus zu betrachten und kamen nicht über die Schwelle. Ich glaube indeß, der Eintritt wäre uns dennoch bewilligt worden, wenn wir etwas dringender gewesen wären.

Die Purohits sind Brahminen, die bey allen Tiruts oder Plätzen von religiöser Bedeutung, bey der Hand sind, den Pil-

gern die heiligsten Stellen anzuzeigen, die nöthigsten Gebete zu lesen u. s. w. Sie tragen Namen, Familie und Wohnort des Pilgers auf das sorgfältigste in eine Liste ein, und lassen sich für ihre Mühe mit einer mäßigen Belohnung bezahlen. Außerdem opfern die Pilger mit Geld in allen Tempeln, die sie besuchen, und in allen Örtern, wo sie baden. Reiche Leute geben dem Purohit eine Kuh mit versilberten Hörnern und Hufen und mit einer seidenen Jhul oder Decke. Der Muha Raj kommt nicht persönlich nach Pokur, weil es heißt, daß eine solche Wallfahrt dem regierenden Fürsten Unglück bringe. In diesem Vorurtheile bestärkte ihn noch der Tod seines Oheims Maduji, der sogleich, nachdem er diese Stadt besucht hatte, starb. Doch hatte er den vorzüglichsten Pundits Geschenke gesandt.

Die Ufer des Sees sind mit einer Menge Pavillons oder Tschuoltris übersäet, welche die Rajahs aus der Nachbarschaft bey verschiedenen Gelegenheiten gebaut haben.

Die Stadt Pokur theilt sich in zwey Muhullas oder Viertel. Eines, Bara Muhulla, vom Baraiih-Tempel so ge-

nannt, enthält ungefähr 500 Häuser; das andere über 200. Ihre Einwohner sind Brahminen, von anständigem Äußern und einfachen Sitten, aber ganz arm, und leben bloß von dem, was sie wohlthätigen Personen abnöthigen. Einige unserer Sipoys, die nach uns hieher kamen, haben mir versichert, daß unsere Gaben in den verschiedenen Tempeln im besten Andenken stehen. Die Einwohner aller Classen haben einen hohen Begriff von den Engländern erhalten und wünschten sich öfters von europäischen Pilgern besucht zu sehen.

Das Hohlifest ist hier von einem sonderbaren Brauche begleitet. Am zweyten Tage nach der Verbrennung des Hohli thuen die Einwohner des Bara Muhulla einen förmlichen Angriff auf die des andern Viertels, welchen diese so gut sie können, mit Steinen und Stöcken abschlagen. Den Ursprung dieses jährlichen Gefechts konnte ich nicht erfahren.

Das letzte Denkmal, welches wir besuchten, war eine prächtige Moschee, nächst dem Hauptbadeplatz, Gaoghat, von Bueram Khan, dem Freunde und Erzieher des Kai-

sers Acbar erbaut. Der Purohit, der unser Führer war, lud uns ein, länger zu bleiben, und noch zwey Seen, einige englische Meilen von Pokur, zu besuchen. Diese Seen gelten als heilig, doch ist nichts Auſserordentliches dort zu sehen. Wir kehrten daher, ohne uns diesem Aufenthalte zu unterziehen, Nachmittags in unser Lager zurück, gleich zufrieden mit dem anständigen, höflichen Betragen der indischen Priester, als uns die ungestümen und fast groben Forderungen der mohamedanischen in Erstaunen gesetzt hatten.

Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, daß der in diesem Theile Indiens zu den meisten groſsen Gebäuden gebrauchte Marmor anderthalb deutsche Meilen im Westen von Pokur bricht. Die Umgegend ist wenig bevölkert und angebaut; sie hat das Ansehen einer angehenden Wüste; dahingegen die Provinz Ajmir unter die schönsten Hindustans gehört und ohne Widerrede eine der wichtigsten ist ihrer Lage im Mittelpuncte der Rajputsstaaten (Jypur, Judpur und Udipur) wegen. Wären die groſsartigen und reiflich überdachten Entwürfe des Marquis Welles-

ley für Indiens Wohl ausgeführt worden, so würde dieser alle Umgebungen beherrschende Posten wahrscheinlich schon längst von Engländern in Besitz genommen worden seyn. Dadurch wäre vielleicht dem neuesten Kriege gegen die Mahratten vorgebeugt, es wäre der schönen Landschaft der Segen des Friedens und der Ruhe gesichert worden, statt daß sie noch so viele Jahre den abwechselnden Einfällen und verderblichen Erpressungen mehrerer Mahrattenhäuptlinge Preis gegeben blieb.

Inhalt.

Seite.

Einleitung. = = = = = I.
Topographische Fragmente = 11
Kuloti = = = = = = = —
Supur = = = = = = = 13
Kiruolih = = = = = = = —
Barih = = = = = = = 16
Muttra = = = = = = = 17
Krischngur = = = = = = = 19
Burkera = = = = = = = 21
Udipur = = = = = = = 23
Rupahelih, ein Lehn = = = = = 24
Mahrattenlager u Militärstaat 25
Die Bazars oder Lager-Märkte; die Bunihas oder Kaufleute = = = = 38
Jäger; Wild = = = = = = 42
Gymnastische Übungen der Truppen = = 44
Disciplin; Rangstreitigkeiten zwischen den Anführern = = = = = 52
Eine Amazone im Lager = = = = 50
Musterung, Manövre = = = = 56
Gosains = = = = = = = 59
Sipoys. Aligols = = = = = 61
Fouragierer = = = = = = 62
Räubereyen = = = = = = 63
Jamdars oder Saupe-Garden = = = 65
Hirkaros oder Eilboten bey den Armeen = 66
Dekan-Pferde = = = = = = 67
Eine Mahrattenarmee auf dem Marsch; Mahrattenweber = = = = 67
Festungen; Belagerungsart = = = 75
Artillerie = = = = = = 90
Klima = = = = = = = 91
Ackerbau. Nahrungsmittel = 94
Sitten und Gebräuche = = 101
Kastencintheilung = = = = = 101
Fakirs = = = = = = = 105

Seite

Heirathsgebräuche = = = = = 110
Natschmädchen oder mahrattische Baiaderen 116
Gaukler = = = = = = = 120
Fliegende Drachen = = = = = 121
Tigerjagd und Elephantengefechte = = 122
Leichenverbrennung = = = = = 123
Aberglaube der Mahratten = = = 127

Die Gujurs, ein vom Raube lebender
Völkerstamm = = = = = 131

Die Minas, ein Gebirgsvolk = = 139

Ein mahrattischer Fürstenhof
Der Durbar oder Lever des Fürsten = = 145
Scindia und seine Familie = = = 147
Ministerium = = = = = = 150
Audienz fremder Gesandtschaften = = 164
Empfang einer auswärtigen Gesandtschaft 171
Khiluts oder Ehrengeschenke = = = 178
Dhurna und Anleihen = = = = 180
Zahlungen der engl. Compagnie an die Mahratten-Fürsten = = = = = 188
Subudar = = = = = = = 190
Scindias Aussichten auf einen Thronerben; Niederkunft seiner Gemahlinn = = 191

Feste der Mahratten = = 197
I. Mohamedanische Feste = 197
Muhurrum = = = = = = 199
Bukir Ibd = = = = = = 206
Schhuh-i-Burat = = = = = 207
Ramzam = = = = = = = 208
II. Hindusfeste = = = = 210
Hohlifest = = = = = = 210
Sunkrat oder Frühlingsfest = = = 218
Pulturschuoth = = = = = = 227
Pitrepuch = = = = = = 228
Dusera = = = = = = = 225
Diwalih = = = = = = = 233
Hochzeitsfest des Gottes Narán = = 235
Die Tempel zu Aimir und Pokur = = 239

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde

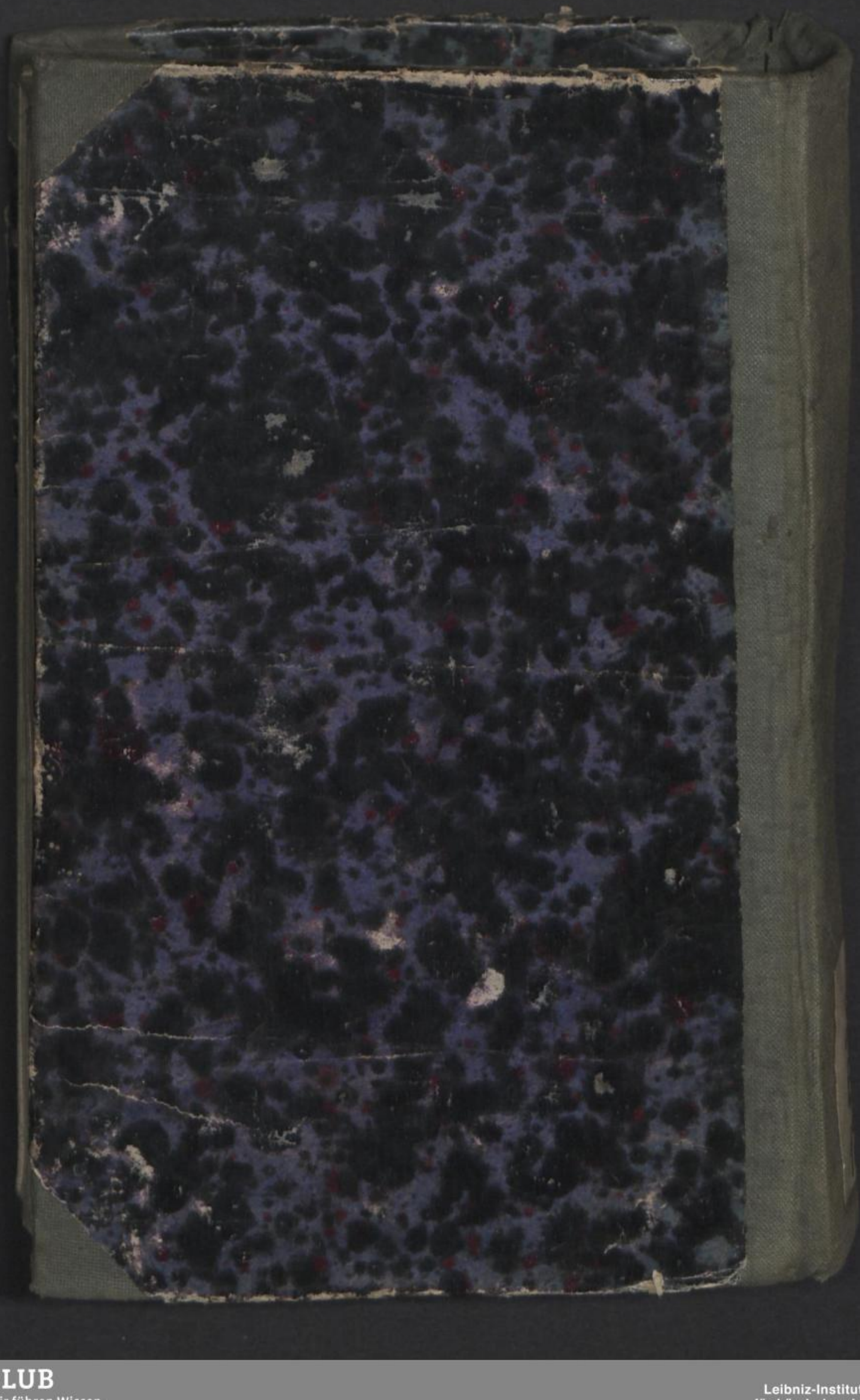
Seite
110
116
120
121
122
123
127
131
139
145
147
150
164
171
178
180
8
188
190
191
197
197
199
206
207
208
210
210
218
227
228
225
233
235
239

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

E 20779

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde



SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde
ifl